Nr 59.
Var. 675 u

Zum Andenken ächter Freundschaft gewidmet.

Paul Muck.

Käthe Munckel

Nr 53.
Klinckel

Kleine Schriften

aus den

schönen Wissenschaften

und der

Sittenlehre,

von

verschiedenen Verfassern.

Danzig,
bey Daniel Ludwig Wedel, 1764.

Gd/53/1191

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

Schreiben an den Herrn Pr. M.:

Zärtlicher Freund!

Sie wissen es, daß ich nie ein Autor habe seyn wollen; und fürchten Sie nichts, ich bin es auch noch nicht! Was ich Ihnen hier überschicke, sind bloß Arbeiten meiner Freunde, die sich längst durch ihre Schriften den Beyfall der Welt erworben haben. Sie werden sie mit Vergnügen lesen; das weiß ich: nicht aber,

weil es Geburten meiner Freunde sind, sondern weil die meisten Stücke darinnen mit vielem Fleiße und Geschicklichkeit ausgearbeitet worden. Und was wollen Sie mehr? Die Anfangsbuchstaben der Verfasser, die ich unter einer jeden Arbeit habe stehen lassen, werden das übrige sagen können. Sie fragen mich, ob auch Gedichte darinnen vorkommen? Allerdings! Liebster Freund. Eine Sammlung aus den schönen Wissenschaften ohne Gedichte! Was würde dieses für ein possirliches Ding seyn? Sie kennen ja die Mode unsrer Schriftsteller. Vergeben Sie es mir, daß ich Ihnen darinnen gefolget bin. Es sind Gedichte, von welchen ich hoffe, daß sie diesen Namen verdienen; einige sind von einem jungen Genie, das uns noch viel Gutes erwarten läßt. Das

übrige

übrige sind prosaische Aufsätze, in einer angenehmen Abwechselung: bald ein Brief, eine Fabel, bald ein Gedicht, eine Rede und Abhandlungen, die von verschiedenem Innhalte, und eben so verschiedener Güte sind. Zuletzt finden Sie noch eine Rede von einem berühmten Franzosen, (ich kann ihn mit recht so nennen; denn wer kennt den Pater Poran nicht?) die von wichtigem Innhalte ist, und Ihnen sehr gefallen muß, weil sie in der That vortrefflich ist, und dieser Sammlung eine Zierde geben kann. Nun wissen Sie genug, Liebster Freund! Ich empfehle mich Ihnen — Doch Sie lächeln, und wollen nicht glauben, daß ich bloß ein Herausgeber seyn werde. Aber im Ernste! Sie können es mir glauben. Und ich dächte, auch schon deswegen, weil ich Ihnen diese Arbeiten

angepriesen habe. Würde das wohl angehen können, wenn ich der Verfasser, auch nur zum Theil, davon wäre? würde das der schönen Mode unsrer Schriftsteller nicht entgegen seyn? — Aber ich sehe an Ihren Mienen, daß diese Einwürfe nichts taugen müssen. Sie lachen immer stärker. Deßwegen ich aufhöre, und nur noch kurz sage, daß ich bin

Ihr

Geschrieben zu Leipzig,
den 20. Jun. 1763.

zärtlicher Freund
Cl. = =.

N. S. Nun werde ich Ihnen bald den Orest und die Hermione überschicken, und Sie werden Sich darüber freuen.

Kleine

Kleine Schriften

für den

Geschmack und das Herz,

von

verschiedenen Verfassern.

Et parvis quoque rebus inest
sua sæpe voluptas.

Schreiben der Daphne an Daphnis.

Sind Sie noch immer, mein Lieber, der eifrige Freund des Herrn Dusch? trotz allen seinen Beurtheilern? und — vielleicht sage ich mehr — trotz dem unzufriedenen Auge, mit welchem ich selbst, ich, ihre poetische Schöne (wie sie mich nennen) die Werke dieses Mannes von jeher betrachtet habe? wenn Sie das sind, so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß — doch nein! Ich kann Ihnen auch einmal etwas gutes von ihm schicken; denn vermuthlich haben Sie das Dorf, ein Gedicht, noch nicht gelesen. In allem Ernste, Daphnis, etwas gutes. Denn ist das nicht gut, was moralisch ist? Lesen Sie nur die Vorrede, und Sie werden mir und dem Verfasser recht geben. Ja, ob das Gedicht auch poetisch gut ist? — mit dem verzweifelten Einwurfe! Sie werden doch wohl zehnmal lieber ein schlechter Schriftsteller, als ein schlechter Vertheidiger der Tugend seyn wollen? Unstrei-

tig, und ich bin überzeugt, daß Sie hiervon keinen Beweis fordern. Herr **Dusch** hat also wirklich ein gutes Gedicht geschrieben: das fließt aus dem vorigen. Und wie? wenn ich, in Absicht auf einzelne Stellen, diesem Gedichte auch einzelne poetische Schönheiten zugestünde? was würden Sie denn sagen? — nichts, als vielleicht: **meine Daphne bekömmt jetzt mehr Geschmack.** — Sie irren sich, guter Daphnis. Ich bin einmal verwahrloset; mein ungetreuer Genius scheint es nicht zuzulassen, daß der rechte Geschmack auch mein Geschmack werde. Bloß aus Gefälligkeit gegen Sie müßte ich Schönheiten in dieser Piece aufsuchen. Es wimmelt ja wahrhaftig von Fehlern darinn, die gewiß das wenige poetisch gute, was man noch etwa finden könnte, wie der Sand der Flüsse, die Gold führen, den Goldsand verschlingen. Lassen Sie sich etwas zum Beweise sagen. Ich übergehe die Vorrede; wenn Sie unpartenisch seyn wollen, werden Sie selbst darüber lachen. Der brave Leßing! er ist **grob** — doch zur Sache.

Ueberhaupt scheint mir der Plan des Stücks gar nicht derjenige zu seyn, den Zachariä, oder ein anderer machen würde, wenn er eben das Subject zu beantworten

hätte.

hätte. Das Gedicht ist, wie Sie sehen, drey Bogen stark, und nur auf den ersten vier bis fünf Seiten finden Sie so etwas, das der Beschreibung eines Dorfs ähnlich sieht, auf den übrigen liest man eine trockene Moral, das einzige Bißchen gute, das man sich vom ganzen Gedichte zu versprechen hat, und das — betrachten Sie es genau — von andern schon tausendmal besser gesagt worden ist. Es ist wahr, das Landleben hat auch, außer dem mahlerischen Reize, die süsse Gewalt, unser Herz zur Empfindung alles Schönen und Großen in der Natur, und im gesellschaftlichen Leben mehr geschickt zu machen, als es im Geräusche der Stadt, oder sonst wo geschehen kann. Allein wenn dieser Gedanke, der sich in etlichen Zeilen sagen läßt, in drey Bogen ausgedehnt wird, und zwar so ausgedehnt wird, daß man auf allen Blättern nichts hört, als das ewige Geschrey von murmelnden Bächen, (die bey Herrn Duschen **dunkel** murmeln) vom Gesause der Weste, von blumichten Wiesen, und von schattichten Hainen, wo Philomele den Gatten ruft . . wenn man hernach sonst nichts hinzugesetzt findet, als da, da, an dieser Quelle, an diesen liederreichen Büschen, wohnet Zufriedenheit, hier kann man der

Stadt

Stadt vergessen; hier lernt man im guten Glücke nicht stolz, im widrigen gelassen zu seyn: wenn man, sage ich, solche Copisten der Natur, solche Prediger der Natur liest, die immer nur nach ältern Schilderungen mahlen, deren eine jede von der andern erborgt ist, und die die trockene Moral, die sie einschalten, gerade da anbringen, wo sie die wenigste Wirkung thut: — ja dann, mein lieber Daphnis, dann schlafe ich frölich ein, und wünsche dem Poeten angenehme Ruhe. Doch Sie, der Sie immer wachen, wenn Sie den Dusch lesen, zeigen Sie mir doch — Ich will Ihnen zwanzig Mäulchen dafür geben — nur eine einzige Spur eines originellen Zuges in diesem ganzen Gedichte! Nur ein einziges Merkmaal eines wahren Genies! — Fast bin ich unschlüssig, ob ich mich auf die einzelen Züge dieses Stückes einlassen soll, da mir das ganze so sehr mißfällt. Ich müßte Stelle vor Stelle abschreiben, wenn ich mich lustig über den Dichter machen wollte, und Sie wissen, wie wenig jenes belohnt, und dieses meiner Neigung gemäß ist. Ich will also nur hin und wieder ein Paar Anmerkungen machen.

Gleich im Anfange, wo man erwartet, daß uns der Dichter die Aussicht des Dorfs mah-

mahlen werde, indem er wirklich in sechs Zeilen die Miene des Mahlers annimmt, sieht man sich getäuscht. Er sagt uns, was man auf dem Dorfe nicht finde; nämlich keine hohen Thürme; keine marmornen Palläste; keinen strebenden Alcid, der ein Thor trägt, und mit nervenvollem Arm des Bogens schöne Last fasset: und das will man doch alles nicht wissen. Man will, der Dichter soll seine Gemählde auszeichnen. Sie werden, liebster Daphnis, diesen Kunstgriff bey den meisten armseligen Poeten antreffen. Wollen sie den Winter mahlen, so reden sie vom Abwesen des Zephirs, oder sagen, daß jetzo die Lämmer auf den Hügeln nicht mehr froh herumhüpfen, und daß der murmelnde Bach (denn dieser darf ja nicht vergessen werden,) keine Blumen mehr tränke. Wollen sie die Gräber besingen, so werden vorher in einer Menge Strophen lustige Oerter beschrieben, und hernach berühren sie kaum einen Gedanken, der beym Anblick der Gräber entwickelt werden könnte. Ich weiß wohl, daß ein Gemählde auch Schatten verlangt, und daß man zur gehörigen Zeit contrastiren muß: Aber heißt das contrastiren, wenn man vom Gegentheil mehr sagt, als von der Sache selbst? wird der

Schat-

Schatten nicht deswegen angebracht, damit sich das Licht desto besser erhebe? Bey Herrn Dusch aber finden Sie fast lauter Schatten. Sechs Zeilen Licht und sechsmal sechs Zeilen Schatten, und wie schlecht ist dieser Ausdruck:

> Zwar steiget hier kein Thurm, begafft vom blöden Volke,
> Verwegen Himmel an, und trägt die dunkle Wolke.

Die Thürme sind in unsern Ländern eben so rar nicht, daß sie vom blöden Volke angegafft werden. Es müßte denn seyn, daß solches der Pöbel in Altona thäte. Aber freylich, die Thürme, die Herr Dusch kennt, steigen verwegen Himmel an. Entweder ich weiß nicht, was übertrieben heißt, oder Verwegen ist hier ein Flickwort. Auch der Halbvers: und trägt die dunkle Wolke, ist ganz überflüßig, und hat sein Daseyn unstreitig dem Reime zu danken. Merken Sie noch das vortreffliche Beywort: die dunkle Wolke! Ich gehe ein Paar Zeilen rückwärts. Erklären Sie mir doch, was das heißt: die Hütten sind von Menschen leer, allein, vergessen von der Welt, und hernach, wie ich gewünscht zu seyn. Vermuth-

muthlich will hier der Dichter sagen: wie ich wünschte, daß sie seyn möchten. In der letzten Zeile, S. 16. nöthiget ihn der Reim, daß er statt liegt, lag setzet. Eine Kleinigkeit! werden Sie sagen. Es ist wahr. Aber ein Prof. der schönen Wissenschaften — muß der, wenn er reimet, den Reim nicht in seiner Gewalt haben? — Das Wort Corniesen ist ungewöhnlich, und der ganze Vers, nebst den folgenden, unverständlich. Aber in aller Welt, was mag er doch mit dem strebenden Alcid wollen, der ein Thor trägt und faßt:

Mit Nervenvollem Arm des Bogens schöne Last.

Dies ist ja ein poßierliches Galimathias! vortrefflich weiß Herr Dusch zu contrastiren! Nachdem er nun alles gesagt hat, was er auf dem Dorfe nicht siehet, spricht er:

Allein, gewährte mir der Himmel eine Bitte,
Wie froh vergäß ich ihn und wählte jene Hütte!

Das allein ist hier recht sonderbar, und braucht es denn erst viel Bittens an den Himmel, um jenen strebenden Alcid (ein lustiges Beywort,) vergessen zu können? — Ach lieber Daphnis, nehmen Sie es mir nicht übel, ich bin des Abschreibens schon müde.

Kaum

Kaum habe ich Gedult genug gehabt, zum zweytenmale drittehalb Seiten zu lesen. Wenn der Anfang dieses Gedichts so aussiehet, was werden Sie sich in der Folge versprechen können? Ich nehme also mein Wort zurück, und höre lieber beym Anfange der Kritik auf, als daß ich dieseses so unselige Geschäffte bis ans Ende durchgehen sollte. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald Ihr eigenes Urtheil.

Eine Vergleichung nach dem Muster des Plutarchs.

Ich habe mich oft gewundert, warum der Geist der Deutschen, der doch so sehr zur Nachahmung geneigt ist, sich niemals, ausser in wenigen zerstreuten Blättern *) hat einfallen lassen, die Erzählungskunst des Plutarchs nachzuahmen, der der Geschichte seiner Helden jederzeit eine Vergleichung beygefügt hat. Keine Methode, wenn wir auf den Einfluß sehen, den die Geschichte auf Tugend und Laster hat, könnte vortrefflicher gewählt seyn, als diese. „Der Leser, sagt Batteux **), der von einem Vergleichungs-

*) Hieher rechne ich vorzüglich des Hrn. Cramers Vergleichung Alexanders und Darius Codomannus, in seiner Sammlung vermischter Schriften, die anfangs in eine periodische Schrift dieses Namens von den Verfassern der Bremischen Beyträge eingerückt war. Unter unsern Nachbarn hat sich niemand in dieser Gattung hervorgethan, als der seel. Herr Baron Holberg, in den Vergleichungen der Helden und Heldinnen, einer sehr schönen Schrift.

**) Siehe Einleitung in die schönen Wissenschaften mit Zusätzen vermehrt von Ramler, 4 Theil. 285 S.

chungspuncte zu dem andern übergeht, beurtheilt die Grade des Lasters und der Tugend, und beschäftigt sich wider seinen eigenen Vorsatz, indem er bloß dem Scribenten zu folgen glaubt, der ihn mit sich fort reisset. Es giebt Leute, fährt dieser Kunstrichter fort, die diesen Historienschreiber allen andern vorziehen, wegen des grossen Verstandes, den man überall darinn antrifft, wegen der wichtigen Philosophie, die bloß auf die Tugend zielt, und endlich weil er den Menschen mahlt, und zwar mit starken Zügen mahlt„. Allein so wahr und gerecht dieses Urtheil auch ist, so hat doch der Gegenstand des Plutarchs auf der andern Seite gewisse Schwierigkeiten, die sich nicht immer überwältigen lassen, und die sich auf die Dürftigkeit der Geschichte, in Absicht stark gezeichneter Charactere, gründen. Ich bin nicht der einzigste, der der Geschichte diesen Mangel vorwirft. Ein grosser Staatsmann *) hat es vor mir gethan. Man erlaube mir, daß ich seine Worte anführe. „Wir können die Historie entweder als eine allgemeine Abschilderung von dem, was sich irgend in einem Theile der

„Welt

*) S. Oeuvres mèleés de M. de Bernis, dissertation sur la curiosité.

„Welt, einem Staate, einer Provinz, einer Stadt, zugetragen, oder als ein Portrait eines einzigen Menschen, ansehen. Wählt sie grosse Gegenstände, so kann sie sich unmöglich zu kleinen interessanten Fällen herablassen, die das menschliche Herz am besten enthüllen, und sich in dem Umgange mit der Welt leicht wahrnehmen lassen. Dahero läßt uns die Historie; wenn sie uns grosse Begebenheiten, nebst den Epochen derselben erzählet, in der Unwissenheit über den wahren Ursprung dieser Begebenheiten. Die sogenannte Memoires haben eben diesen Fehler, ob sie gleich etwas genauer gehen. Man findet darinn Charactere, die mit viel Kunst sind gemahlt worden: Aber die Einbildungskraft schimmert hier der Wahrheit zum Nachtheil. Kurz, in jeder Geschichte ist es vielleicht möglich, hin und wieder einen Character zu errathen; aber man wird doch nie denselben völlig einsehen lernen„. Wenn die Geschichte einen so wichtigen Mangel hat, woher soll man die Charactere nehmen, die man zusammen halten wollte? wenn man sich nicht etwa begnügt, einige leere Bogen auszufüllen, ohne darauf zu sehen, wie man die Sittenlehre durch feine und gemeinnützige Beobachtungen bereichern könne. Man

müßte ein Augenzeuge der Helden gewesen seyn, die man beschreibt; nicht genug, man müßte einen genauen Umgang mit ihnen gehabt haben, um ihr Herz in jedem verborgenen Winkel, nach allen kleinen Grundsätzen, Vorurtheilen, Bewegungsgründen, auszustudiren, woferne man der Wißbegierde aufmerksamer Leser würdig seyn wollte. Es muß also ein anderer Weg gewählt werden; denn jenen wird man schwerlich für rathsam halten. Zum Glück haben wir zu unsern Zeiten eine gewisse Erfindung grosser Geister gesehen, wie uns unter dem verächtlichen Titel der Romäne durch das ganze Labyrinth des menschlichen Herzens führt, und uns in erdichteten Characteren unsere eigene Geschichte vorlegt. Jeder wird einsehen, daß ich von den unschätzbaren Schriften des Richardsons und Fieldings rede:

Schriften, die das Genie der Engländer allein bewundernswürdig machen müssen, wenn wir auch keine andre Werke von ihnen besäßen. Diese sind es, die mir Stoff zu Vergleichungen geben sollen; und ich bin überzeugt, daß ein solcher Leitfaden weit sicherer ist, als die Geschichte, wenn er in die Hände eines Schriftstellers gerathen könnte, der sich seiner so gut zu bedienen wüßte,

wie der Herr von Bar, die Zierde des deutschen Witzes, die erdichteten Personen fremder Scribenten zu Gegenstände seiner Briefe zu wählen gewußt hat. Fühle ich gleich, daß ich zu schwach bin, dieser Erwartung ein Genüge zu thun, so besitze ich doch den kleinen Stolz, durch meinen Versuch irgend jemanden aufzumuntern, auch dieses noch unbekannte Fach des Geschmacks zu bearbeiten. Jedoch, ich will meine Leser nicht länger mit der Einleitung ermüden.

Ich werde mich zu meiner Vergleichung der vier Hauptthelden aus den Werken gedachter Schriftsteller bedienen, des Carl Grandisons und Thomas Jones auf der einen, und des Lovelace und Jonathan Wilds auf der andern Seite. Hier sind ihre Charactere im kleinen.

Sir Carl Grandison war edelmüthig, tapfer, ein zärtlicher Freund, ein redlicher Vormund, ein tugendhafter Sohn, Liebhaber, Gemahl und Bruder, gütig, rechtschaffen in jedem Verhältnisse gegen Gott und Menschen, frey von allem Laster, so gar von Schwachheiten, wenn wir einige ganz geringe Spuren derselben ausnehmen, die ihm weiter nicht nachtheilig waren, als bloß zu beweisen, daß er in einem menschlichen

Körper kein Gott sey. Es ist hier nicht meine Sache, den Herrn Richardson zu rechtfertigen, daß er uns einen so idealisch vollkommenen Menschen geschildert, dergleichen in der wirklichen Natur nicht ist, obgleich vielleicht seyn könnte. Als Dichter hatte er das Recht, die Natur in ihrer höchsten Schönheit nachzuahmen, und als Philosoph war er so gut dazu berechtiget, als Plato zu der Vorstellung einer vollkommenen Republik. Man ist über den Nutzen solcher Schriften schon einig: aber, wie gesagt, die Ausführung dieser Materie gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht. Grandison war ein zärtlicher Freund, ein tugendhafter Liebhaber. Man bemerke diesen Zug; er ist wichtig. Sein Herz war unter den Vorzügen der beyden vortrefflichen Frauenzimmer einer Clementine und einer Biron getheilt: allein, so seltsam auch seine Situation war, und so leicht sie einen Mann von geringerer Tugend und Frömmigkeit zu den größten Uebereilungen hätten verleiten können, so blieb sich doch Grandison immer gleich; und die Religion, von dem günstigen Schicksale begleitet, das sich immer in ihrem Gefolge befindet, half ihm glücklich aus einem Labyrinthe, aus welchem kein Ausgang zu seyn schien.

schien. Seinen Feinden vergab er mit den hohen Empfindungen eines Christen; die größte Freude seines Lebens war, wenn er ihnen Gutes thun konnte. Er ist das Muster der Jugend, und würde verdienen, eine Welt zu beherrschen, wenn er realisirt werden könnte. Lovelace glich dem Grandison in den Vorzügen des Geistes und der Geburt. Nie hat jemand seines Standes mehr Klugheit, Lebhaftigkeit, Witz, Genie und Gelehrsamkeit gezeigt. Allein sein Herz war verderbt, und wenn Lovelace in Absicht seines Verstandes ein Engel zu seyn schien, so setzte ihn die Schändlichkeit seiner Neigungen völlig zu den unreinesten Geistern der Hölle hinab. Durch die Schönheit seiner Person und seines Verstandes gewann er die Liebe eines Frauenzimmers, welches ihn der größten Laster unfähig glaubte, von denen sein Herz voll war; durch Ränke, die allen Begriff der Beschmitztheit, Tücke und Abscheulichkeit übersteigen, machte er sich unglücklich, und sich selbst der Zuneigung des vollkommensten Frauenzimmers verlustig: ein Verlust, der ihn bald ins Verderben und ins Grab stürzte. Er hätte der beneidungswürdigste Mann seyn können, wenn er das durch Redlichkeit zu erhalten gesucht

hätte, was er sich durch seine unruhige Bosheit raubte. Wenn die Liebe nicht mit ins Spiel kam, so hatte er allen Anschein eines guten Characters. Er unterstützte seine Freunde, wenn sie sich durch ihre unordentliche Lebensart elend gemacht hatten; er war von angenehmen Umgange, ein guter Hausvater, großmüthig und freygebig, ohne verschwenderisch zu seyn; und liebte seine Verwandten, wenigstens nach den Regeln des Wohlstandes, die die Welt dabey vorschreibt.

Man lasse mich hier die große Macht und die Wichtigkeit der Erziehung bemerken. Die bildsame Kindheit hebt sorgfältig den ersten Eindruck auf, den man in ihre Gemüther macht; sie ist, wie man längst gesagt hat, ein weiches Wachs, worein sich jedes Bild prägen läßt: aber ist sie nicht, aus eben diesem Gesichtspuncte betrachtet, ein Diamant, der seine einmal empfangene Form nicht anders, als mit seiner gänzlichen Zerstöhrung, verändert! Grandison hatte das Glück gehabt, an seiner Mutter in seiner zartesten Jugend, eine treue, einsichtsvolle, tugendhafte Lehrerinn zu finden, die gleich einer Serigny den Verstand ihres Kindes mit nützlichen Lehren bereicherte, und gleich ihr, dem Herzen desselben eine frühe

und ungeheuchelte Gottesfurcht, den Keim alles Guten, den Keim der edelsten Neigungen einpflanzte. Der redliche Doctor Barlett setzte ihre Bemühungen bey dem erwachsenen Jünglinge fort, führte ihn in die Welt, brachte ihm an den Lastern einen Abscheu bey, indem er ihn mit ihren Wirkungen bey jeder Gelegenheit bekannter machte. Er lenkte sein Herz, nährte seinen Geist, und war selbst sein Anführer bey jedem wichtigen Schritte, den er thun sollte. Allein Lovelace! — Lovelace war mit eben den grossen Eigenschaften gebohren worden, die den Grandison schmückten: zugleich aber brachte er ein wildes Naturell mit auf die Welt, das ihn dereinst unglücklich zu machen drohete. Man sahe aus Mangel der Einsicht seine Ausgelassenheit für eine reizende Lebhaftigkeit an; seine boshafte Jugendstreiche hießen Witz, und seine frühe Ruchlosigkeit, Temperament oder Feuer. Was war bewundernswürdiger, als ein Kind von seinen Talenten? Und so übersah man aus unverantwortlicher Liebe die Fehler seines Herzens, indem man sich an den ungemeinen Fähigkeiten seines Verstandes weidete. Der Jüngling betrat, sich selbst gelassen, die größern Scenen der Welt; spielete eine

 schim-

schimmernde Rolle auf derselben, und ward — — Lovelace. Bey einer vernünftigen Erziehung wäre er ein Grandison, die Ehre der Menschheit geworden; so wie er durch Verwahrlosung die Schande der Menschheit ward. Welchen Eltern würde nicht schaudern, wenn sie in ihren eigenen Kindern die großen Folgen einer schlechten Erziehung so sinnlich voraussehen könnten, wie sie sich im Lovelace zeigen, gegen den der vortreffliche Grandison einen so herrlichen Contrast macht. Beyde liebten, beyde liebten die tugendhaftesten Frauenzimmer, von denen man je in einer wahren oder erdichteten Geschichte gelesen hat. Grandison, frey von einer groben Sinnlichkeit, die ihn nirgends so sehr würde geschändet haben als hier, empfand Zuneigungen eines Geistes aus einer höhern Sphäre. Seine Liebe war eine fromme Liebe, die des Himmels würdig war, und selbst der Welt bey allen ihren kalten Spöttereyen bewundernswerth schien. Lovelace sah alles, was groß, gut, und edel ist, in weiblicher Schönheit gekleidet, er ward von der göttlichen Clarissa geliebt — und konnte Anschläge wider ihre Tugend machen! — und konnte diese Anschläge, bis auf den höchsten Punct, bis

zur entsetzlichsten Gewaltthätigkeit treiben! — Ein unaufhörlicher Kampf mit seinem Gewissen war zu schwach, ihn von seinem fanatischen Vorsatze abzubringen; und er siegte über den innern Streiter, siegte, und ward elend. Wie unterschieden waren nicht die wahrhaften Tugenden des Grandisons von den scheinbaren des Lovelace! Jener liebte seine Freunde aus dem festen Bewustseyn ihrer Vorzüge: edle Bande vereinigten ihre Herzen, Bande, die allein unzertrennlich, und der menschlichen Seele anständig sind. Dieser hingegen wählte seine Freunde nur deswegen, weil sie selbst lasterhaft, oder doch seinen Lastern behülflich waren. Falsche Verdienste, Tollkühnheit, Frechheit und Wildheit schienen ihm allein liebenswürdig, und wenn er sich gegen diese freygebig bezeigte: so war es eine strafbare Freygebigkeit, strafbar wegen ihres Gegenstandes, strafbar wegen ihrer Triebfedern, die keine andre als Stolz und Eitelkeit waren. Die Liebe zu seinen Anverwandten kann man schwerlich aufrichtig nennen. Seine Aufführung gegen den Lord bestärkt mich in der Meynung, daß er seine ganze Familie ohne Umschweife ins

Feuer

Feuer würde geworfen haben, wenn es sein Interesse erfordert hätte.

Wenn ich vorher gesagt habe, die dritte Person in meiner Vergleichung sollte Thomas Jones seyn: so könnte es vielleicht einigen scheinen, daß dieser Character das Mittel zwischen den beyden vorigen halte; man wird aber bald sehen, daß hier das richtige Verhältniß fehle, nach welchem man eine solche Vergleichung anstellen könnte. Richardson setzte Vollkommenheiten aus einer ganz fremden Welt zusammen, und begnügte sich, diesen den Körper und das Kleid des Menschen zu geben. Fielding mahlte die Natur, wie sie ist, und bediente sich nur des Rechts, hie und da einen kleinen Zug zu verändern, um seine Gemählde poetisch gut zu machen. Ich weiß wohl, daß man gemeiniglich glaubt, Richardson habe allein die schöne Natur nachgeahmt; aber man vergißt den Unterschied unter der Natur, wenn sie der Gegenstand des Philosophen, und der Gegenstand des Dichters ist. Fielding hat die schöne Natur so gut vor Augen gehabt, als Richardson; ob ich gleich nicht leugne, daß es hier Grade

der

der Nachahmung gebe. Diesen Unterschied vorausgesetzt, haben die benannten Charactere dieser beyden Schriftsteller, gar nichts mit einander gemein, sie sind nicht homogen! Thomas Jones in der Welt des Richardsons, das ist, auf einige Grade dem göttlichen Ebenbilde näher gebracht, ist Grandisen: und Grandisen, zum völligen Menschen erniedriget, ist Thomas Jones. Beyde sind in ihrer Art vollkommen, und die Fehler des letztern kommen, überhaupt genommen, in keine Betrachtung. Man sage ja nicht, daß Jones in der Liebe zu einer gewissen Zeit ein Lovelace gewesen sey. Dieser war ein Ungeheuer, der seine Schandthaten aus überlegter Bosheit ausübte; jener ein Mensch, den seine allzulebhafte Jugend zu einigen Schwachheiten hinriß, woran jedoch das Herz keinen Antheil hatte. Es war das edelste, zärtlichste, rechtschaffenste Herz, das je in einer menschlichen Brust geklopft hat, der größesten und würdigsten Empfindungen fähig, ein Feind der Niederträchtigkeit, obgleich verlästert von gottlosen Leuten, deren eigenes Herz von einer zu dicken Haut überzogen war, als daß sie seine liebenswürdigen Eigenschaften

hätten

hätten empfinden können. Wer wird nicht zum Mitleiden gegen seine unglücklichen Schicksale bewogen; da hingegen Lovelace nur unsern Abscheu erregt. Man kann überhaupt eben das vom Jones und Lovelace sagen, was ich vom Jones und Grandison erinnert habe. Lovelace hat völlig, und in jeder Aussicht die Eigenschaften der bösen Geister; seine Seelenkräfte sind aufgeklärt wie die ihrigen, und seine Neigungen machen ihn dieses Ranges noch würdiger. Er hat bloß die Larve eines Menschen. Die Fehler des Jones hingegen blieben immer Fehler der Menschlichkeit, so wenig erhebliche Fehler, daß ich in allem Ernste denjenigen glücklich preise, den die Natur zum Jones gemacht hat. Denn ward er nicht in der That bey der vollen Reife seines Herzens ein zweyter Allwehrt? Die beyden Dichter haben also auch hier zwo verschiedene Naturen geschildert, so gut beyde auch unleugbar gewählt haben.

Es kann seyn, daß diese Eintheilung bey vielen neue Schwierigkeiten veranlasset, wenn sie den Character des Jonathan Wild lesen. Ich will, um desto unparteyischer

zu verfahren, den ganzen Character aus seiner Lebensgeschichte *) anführen. Besonders, da die Kunst des Verfassers in dergleichen Beschreibungen unnachahmlich schön, und ihm ganz eigen ist. Vielleicht verdiene ich Dank, daß ich meine Leser, für meine vorigen drey Gemählde durch diß letzte auf eine so gute Art schadlos halte.

Herr Jonathan Wild besaß alle Eigenschaften, die erfodert werden, einen großen Mann zu bilden. Da der Ehrgeiz seine stärkste und herrschende Neigung war: so hatte das Glück alle seine übrigen Fähigkeiten ausnehmend geschickt gemacht, die rühmlichen Absichten zu erreichen, wozu ihm jene erhabene Neigung antreiben konnte. Er war überaus sinnreich, Anschläge zu erfinden; künstlich, die Mittel, sie auszuführen, mit einander zu verbinden; kühn und von Gegenwart des Geistes bey der Ausführung selbst.

*) Sie ist unter dem Titel: Geschichte Herrn Jonathan Wild des Großen, zu Copenhagen übersetzt erschienen. Ich werde die Worte der Uebersetzung aus Mangel einer bessern anführen, die man nur von einem Monarch erwarten kann.

selbst. Wie demnach sein durchdringender Verstand und sein unerschrockenes Herz ihn zu allen Unternehmungen geschickt machten, so wurde er auch niemals irre gemacht, oder aufgehalten, durch gewisse Schwachheiten, welche den Absichten gemeiner Seelen oft sehr hinderlich sind, und die unter dem allgemeinen Namen der Tugend und Ehrbarkeit begriffen werden. Das englische Wort Honestys, ist durch den verderbten Sprachgebrauch aus Honostys erwachsen, welches aus dem Griechischen abstammet von einem Worte, wodurch die Griechen ein dummes Thier andeuteten. Er war insonderheit gänzlich frey von den gemeinen Leuten sehr anklebenden Schwachheiten, der Schamhaftigkeit und der Gütigkeit, welche der menschlichen Größe, wie er sagte, durchaus nachtheilig sind, und wodurch ein Mensch völlig ungeschickt wird, in der Welt eine ansehnliche Figur zu machen. Seine Begierden waren alle dem Ehrgeize unterworfen; und die Liebe selbst in dem Verstande, wie sie der einfältige Theil der Menschen annimmt, war ihm gänzlich unbekannt. Sein Geiz war dagegen unersättlich; er war aber von der an sich reissenden, nicht von der

möglich können Sie es so ganz übergehen. Dieß war vom Plane! Ich habe mich desto länger dabey aufhalten müssen, desto kürzer Sie sind. Sie berühren es kaum, und erzählen gleich weiter: daß Sie nur auf den ersten vier bis fünf Seiten so etwas, das der Beschreibung eines Dorfs ähnlich sieht, im übrigen aber nichts, als eine trockene Moral gefunden; daß das wenige poetisch gute, was man noch etwa finden könnte, wie der Sand der Flüsse, die Gold führen, den Goldsand verschlingen, von unzählichen Fehlern verschlungen werde. u. d. m. — — Ach ja! lose Daphne, lauter hohe Dinge, die viel zu sagen scheinen, aber nichts sagen, lauter Beschuldigungen, die viel zu bedeuten hätten, aber nichts bedeuten. Und warum? rufen Sie aus. — Ach! boshafte Daphne, das kann ich Ihnen kaum sagen. Um einer Kleinigkeit halber — weil sie nicht bewiesen sind? Und doch ist dieß eine Kritik? und doch scheinen sie unwillig zu seyn, daß ich noch ein Verehrer des Herrn Dusch bin? Ich fahre fort und — was sehe ich! — je weiter ich lese, je stolzer ich Sie finde. Nun sind Sie auch schon mit den Schönheiten, Schildereyen, und Fehlern überhaupt fertig. Sie sind unzufrieden, daß Dusch — — in

der That recht lustig! — vom Gesäusel der Weste, blumichten Wiesen, und von Bächen redet, die dunkel murmeln, und nennen dieß ein ewiges Geschrey. Als, wenn dieß hier nicht ganz wohl zu entschuldigen, oder nicht hier vielleicht gar nothwendig wäre. Er beschreibt uns ja das Landleben, das Dorf; wovon soll er hier anders reden? Dieß sind ja die besten Scenen auf dem Lande. Und wenn Sie Herrn Zachariä, oder einen andern Dichter lesen, werden Sie nicht ebenfalls dergleichen Beschreibungen finden? Dieß ist zu bekannt, als daß ich noch ein Wort davon sagen sollte. Hätten Sie ja etwas anmerken wollen, so hätten Sie zeigen müssen, daß hier dergleichen Schildereyen ganz unnütz, übel angebracht, oder doch schlecht ausgeführt wären. Aber so — machen Sie, wie gewöhnlich, alles wieder verkehrt? Häufen eine poßierliche Anmerkung auf die andre, und dann heißt es gleich weiter: wenn man solche Copisten, solche Prediger der Natur liest, die nur nach ältern Schildereyen mahlen, deren eine jede erborgt ist, und die ihre trockene Moral gerade da anbringen, wo sie keine Wirkung thut; dann freylich, dann schlafe ich gar ein. — — Ja wohl!

wohl! Ach vortrefflich! welche feine Züge! welche neue Wendungen! Bald, gute Daphne, — bald schlief ich auch schon über Ihre tiefe Kritik ein! — Aber halt! Nein! lieber Schlaf, verzögere noch ein wenig; die besten, allerliebsten Scenen, kommen noch nach! — denn nun beschäftigen Sie sich mit einzelnen Versen, Beywörtern, und — so recht! da war die Aehnlichkeit vollkommen! — und itzt erwartet man eine edle Kürze umsonst. Hier ist ein neues Feld für ihre Betrachtungen! Hier haben Sie Ihre Begierde zu lachen recht befriedigen wollen! Seht! — dieß rufe ich schon im voraus — die Bäche murmeln bey **Herrn Dusch dunkel**, war Ihr schöner Anfang! Aber auch eine schöne Anzeige Ihrer kleinen Unbesonnenheit! Sahen Sie nicht gleich ein, daß das Wort **dunkel** dem **hellen** entgegen gesetzt ist? Und kann man nicht sagen, **der Bach murmelt hell**, der Mensch hat eine **helle** Stimme? Folglich, war das Gegentheil durch entgegengesetzte Worte ausgedrückt, nicht eben sowohl möglich? Eine sehr geringe Kleinigkeit! Aber die Ihnen, so geringe sie auch ist, beym Mangel an richtigen Einwürfen in der That nicht unentbehrlich schien. Sie kommen itzt auf die Zeilen:

Zwar steiget hier kein Thurm, begafft vom blöden Volke,
Verwägen Himmel an, und trägt die dunkle Wolke,

Und haben unendlich dabey zu erinnern. Die Thürme, heben Sie an, sind in unsern Ländern eben so rar nicht, daß sie vom blöden Volke begaffet werden, es müßte denn seyn, daß solches der Pöbel in Al — thäte. Aber freylich, diese Thürme steigen **verwägen Himmel an**. Entweder dieß ist übertrieben, oder **verwägen** ist ein **Flickwort**. Und der Halbvers, heißt es gleich weiter, ist ganz überflüßig, und stehet, ausser dem vortrefflichem Beyworte: **die dunkle Wolke**, des Reims wegen da. — Wahrhaftig! dieß heißt gesiegt, wenn anders viel Worte machen, siegen heißt? Fast bin ich stumm geworden — so sehr gründlich und erbaulich sind Ihre Anmerkungen! Aber — mit Ihrer Erlaubniß — wenn ich nicht ganz irre, so sind diese Zeilen nicht sehr zu tadlen. **Verwägen** ist auch weder **übertrieben**, noch ein **Flickwort**. Es ist vielmehr eine kleine Schönheit, das in einem Worte ausdrücken soll, wie weit die Künste gestiegen sind, und wie die Menschen es wagen, Gebäude bis in die Himmel aufzubauen, und sie doch für

Wind und Wetter gesichert halten zu wollen. Das einzige, was ich etwa tadlen würde, ist, daß unter den Worten, der Thurm steigt bis in die Himmel, und der Thurm trägt die Wolken, wirklich ein Gedanke zweymal gesaget wäre. Aber dieß hatten Sie nicht gesehen. Ihre Anmerkungen erstrecken sich lieber auf Stellen, die ganz unschuldig gar nicht zu tadlen sind. Z. B. wenn Herr Dusch saget:

— — die Hütten sind von Menschen leer, allein,
Vergessen von der Welt, wie ich gewünscht, zu seyn.

rufen Sie aus: Erklären Sie mir doch, was dieß heißt? Dieß ist undeutlich gesaget: oder vermuthlich soll es heißen: wie ich gewünscht, daß sie seyn möchten. — Aber unvergleichlich! Lose Daphne — hier übertreffen Sie sich selbst? wenn Sie so wenig Verse verstehen können, so müssen Sie Prose lesen, gute Gottschedische Prose! denn, hilf Himmel, wie deutlich ist dieß nicht gesaget: die Hütten sind von Menschen leer, sind allein, von der Welt vergessen, so wie ich wünschete allein, und von der Welt vergessen zu

seyn. — Hier sey nun auch das Ende meiner langen Antwort! Ich sollte glauben, sie müßte wohl bald eben so lustig gerathen seyn, wie Ihre gar lustige Kritik. Doch — noch eine eben so wichtige Kleinigkeit darf ich wohl nicht übergehen! In aller Welt, sind Ihre letzten Worte, was mag er mit dem Alcid wollen, der ein Thor trägt und faßt:

mit nervenvollem Arm des Bogens schöne Last.

Im Ernst! Daphne — hier haben Sie meinen ganzen Beyfall. Völlig ein Galimathias? Nur (dieß hätten Sie hübsch hinzusetzen sollen) nur nach den eigenen Regeln, die Sie vielleicht vom Galimathias haben. — Die guten Dichter, wie übel sie doch daran sind! Sie mögen so deutlich, so richtig, und auch dann und wann so schön schreiben, als möglich ist — mein Gott? Es giebt doch noch Leute, die es nicht einsehen können, oder wollen. Ein gewisses schönes Gemählde in einem bekannten Gedichte des Herrn Dusch muß Ihnen hier wieder beyfallen. Aber nun kein Wort mehr! Leben Sie wohl, zwar zärtliche aber in der Kritik etwas boshafte Daphne. Künftig will ich

Ihnen

Ihnen in diesem Gedichte, die verlangten Spuren eines originellen Zuges zeigen: und dann (halten Sie ja Ihr Wort!) auch die versprochenen zwanzig Mäulchen fodern. Ich bin

Ihr noch immer zärtlicher
Daphnis.

Der gerächte Horaz.

Als eine Beute den Pedanten, die man mit Unrecht Kritiker nennt; als eine Beute den Auslegern, als eine Beute den falschen Uebersetzern, als eine Beute den Scriblerern, den verläumderischen Biographen wäre Horaz, dieser angenehme Geist, von den Römern so hoch geschätzt, nach dem Urtheile unsrer Gelehrten der Niedrigste unter den Sterblichen. Man rühmt sein vortreffliches Genie, aber was sagt man von seinem Herzen? Horaz sey ein rechter gottloser, ein ärgerlicher, wollüstiger, ein bekannter Feiger gewesen.

Man könnte einen sehr großen Saal *) von allen denen verschiedenen Ausgaben, und Werken anfüllen, die wir von diesem Hofdichter haben; und er wird, nach aller Wahrscheinlichkeit, die Gelehrten bis ans Ende der Welt einnehmen. Aber wann wird man auf-

*) Im Jahre 1741. kam zu London durch den D. Douglas ein Verzeichniß von den verschiedenen Ausgaben des Horaz heraus, deren Anzahl sich auf 450. belief.

aufhören, ihn zu verläumden? Durch achtzehn Jahrhunderte, die bald aufgeklärt, bald barbarisch waren, fand Horaz allezeit unzählige Bewunderer. Welche Kritik, Freundinn der Wahrheit und der Gerechtigkeit, hat je die Rettung des Horaz unternommen, des Haraz, der wegen Laster beschuldiget ward, die er nicht an sich haben konnte?

Ich vergebe allen Scholiasten den Eifer, den Horaz, meinen Helden, zu beschimpfen. Er war vielleicht nicht der allergottesfürchtigste und der allerkeuscheste Dichter. Der Liebling des August, und der Freund des Mäcenas, der des Weyrauchs vernünftig schonte, lebte zu Rom als ein freyer, ungezwungener Mann, und nicht als ein Origines.

Die Scholiasten sind es gewohnt, jeden Schüler des Epicurs zu schelten. Sie halten die satyrische Ode *) eines jungen Epicureer immer für ein Glaubensbekänntniß, für ein Stück, das die plötzliche Veränderung seiner Religion beweisen könne. **)

 Aber

*) Ode 34. B. 1. Parcus Deorum cultor et infrequens.

**) Ich wollte lieber behaupten, Horaz müsse ein Freymäurer gewesen seyn, nach dem Ausspruche dieser Verse:

qui musas amat *impares*,
Ternes ter Cyathos attonitus petet.

Aber wenn doch Leute von größerer Einsicht nicht ein ewiges Echo ihrer Lehrmeister wären! Wie? weil der Dichter sich erklärt, daß er des Weyrauchs schone, weil er gesteht, daß er den Tempel nicht oft besuche: muß man daraus schließen, daß er sich am Ende seines Briefes über die Götter lustig mache? Würden wir einen jungen Franzosen, der sich erklärt, daß er kein Heiligenfresser sey, für einen Gottlosen, für einen Deisten, oder Atheisten halten? Man kann viele Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Sprache besitzen, ohne doch gewisse Stellen des Horaz verstehen zu können. Und daher kommt es, daß die Kunstrichter noch immer die gemeinen Gelehrten überzeugen!

Mußte Horaz, zu den Füssen der Götter, so wie ein unwürdiger Heuchler seufzen? Mußte er sich beym Anblick einer Schöne, so wie ein wilder Hippolit entsetzen? O was fodert ihr, ihr Pedanten! der ungetaufte Horaz achtete es sehr gering, unter die Heiligen versetzt zu werden. Man kann kein Atheist seyn, wenn man einen gesunden Verstand hat; aber man spottet mit Recht über die hölzernen Götter *).

*) Die 8 Satyre im ersten Buche.

Horaz durfte die Chloe, Lyce, Pirrha, Glycere und Galathee, die Gegenstände seiner Wahl, lieben; und wie hätte er auch als ein Soldat, und bald darauf als ein Hofmann den Anfällen der Liebe entgehen können? Der Weise war in seiner dunklen Wohnung, mitten in seinen Wirbeln *) gegen die Stimme der lebhaften Natur nicht taub, ohne Zweifel sagte in seinen verdrüßlichen Sorgen, dieser Weise sehr oft: ja, ich liebe, also bin ich! Laßt uns daher die Schwachheiten eines Dichters in seinen besten Jahren entschuldigen. Vielleicht waren alle seine Geliebten sehr vernünftige Mägdchen. Laßt uns die abgeschmackte Kühnheit desjenigen verachten, der uns die Liebeshändel des Horaz erdichtet hat. Die Träume eines leeren Gehirns können nicht anders, als einen unnützen Roman hervorbringen: Horaz vom Virgil hochgeschätzt mußte ein sehr schönes Herz haben.

Virgil, der an einem verdorbenen Hofe seine Unschuld erhielt, der allezeit in der größten Schamhaftigkeit lebte, würde gewiß nie die Person des Horaz mit der geringsten Hochachtung beehrt haben, wenn er die Sitten eines Lasterhaften, oder eines so verächtlichen

*) Carthesius.

lichen Schwelgers, an sich gehabt hätte. Die Freundschaft des Virgils überführt uns von der guten Aufführung seines Freundes, der mit ihm an einem Hofe lebte, wo sie die Gunst des Monarchen unter sich theilten.

Horaz vertheidigte deine strenge Gesetze, o Hymen! Horaz, im ehlosen Stande, warf das Unglück und die Fehler des Staats, den wenig andächtigen Römern, den ehebrecherischen Römern vor, obgleich oft August, und oft Mäcen aus römischen Rittern Menelasse machten.

Wenn der Dichter nicht selbst von Verbrechen frey gewesen wäre, wenn er nicht ein sehr ordentliches Leben geführt hätte *); würde er wohl jemals so kühn gewesen seyn, und an die Römer das prächtige und scharfe Strafgedicht **) gerichtet haben, worinn der Dichter sowohl den Großen als den Geringen, ihren Mangel an Andacht, und die Entheiligung des Gottesdienstes, vorwirft? Man muß ein sehr edles Herz haben, um an einem großen Hofe, in einer großen Stadt, in solchem Tone zu singen. Horaz war kein solcher Unbesonnener, der viel Geist, aber

*) Integer vitae scelerisque purus.

**) In der Ode: Delicta majorum immeritus lues, Romane!

aber keine Beurtheilungskraft besaß. Er hatte ohne Zweifel viele Feinde und viele Neider; würde er sich aber wohl der Bosheit und den Gegenbeschuldigungen dieser Leute ausgesetzt haben, wenn er selbst wegen der Verbrechen strafbar gewesen wäre, die er mit solcher Heftigkeit an andern aufsuchte? Sein Lebensbeschreiber (es sey Sueton, oder ein anderer,) that sehr Unrecht, daß er auf ein bloßes Hörensagen, auf ein bloßes man behauptet, man sagt, ihn als einen ganz Wohllüstigen schilderte *). Ja, wenn es rechtsförmlich erwiesen wäre, daß der gute Horaz ein Zimmer gehabt hätte, ganz mit Spiegeln besetzt, worinn er seine Schönen sahe: so sehe ich doch nicht ein, daß diese Spiegel seine Fehler hätten vermehren können. Man muß wahrlich ein Kapuciner seyn, wenn man einen Epicurer am Hofe des August, bey Gelegenheit eines mit Spiegeln angefüllten Zimmers, anschwärzen will. In einem gleichen Zimmer wollte ich diesen pedantischen Kapuciner einschließen, und er sollte gewiß lächerliche Thiere darinn sehen.

Horaz,

*) Ad res venereas intemperantior *traditur*. Nam speculato cubiculo scorta *dicitur* habuisse disposita, ut quocumque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Horaz, man gesteht es, hatte Herzhaftigkeit genug, öffentlich an seinem Hofe die herrschenden Laster zu bestrafen. Aber im Kriege wäre Horaz, im Frühling seiner Jahre, nichts anders als ein niedrer Flüchtling, ein zitternder Soldat gewesen. Der feige, der ehrlose Krieger warf in der Philippischen Schlacht seinen Schild weg; und bloß wegen seiner eigenen Erzählung geschieht es, daß wir ehrliche Weisen ihn gantz beschimpft haben? Bayle *), dieser so vernünftige Schriftsteller, hat sich durch die Menge dahinreissen lassen, ohne die Gesetze der Kritik dabey gehörig zu Rathe zu ziehen. Er erklärt den Horaz für einen Feigen, eben so sehr als den Dichter Alceus, welchen der Römer nachzuahmen sich bestrebte. Aber es könnte seyn, daß nach seinem Beyspiel, Horaz, dieser glücklicher Nachahmer der Griechen, es für bequem hielte, mit sich selbst einen Spott zu treiben. Aber muß man einem so sinnreichen Geiste, der so voll feiner Scherze ist, und überhaupt, einem Hofdichter, wenn er so sehr frey über sich spottet, alles so nach den Worten nehmen? Indem er sich selbst eines schändlichen Verbre-

*) In seinem Wörterbuche, Art. Alceus.

brechens beschuldiget, sollte er seinen Stand, seine Aufführung, und die Würde nicht betrachtet haben, zu welcher er gestiegen war? Wer in der Sprache der Götter sich selbst anklagt, der schmeichelt sich oft selbst.

O du Doctor, wenn du nichts anders, als gelehrt bist, werde ja kein Ausleger eines vortrefflichen Dichters, eines so feinen Spötters! Fürchte eine Wissenschaft, die dich verwirrt macht! Ein Mann von gesundem Verstande, ob er gleich nicht studirt hat, sieht es besser ein, als der Geist eines Pedanten!

In einer reizenden Ode *), die er an den Pompejus Varus gerichtet hatte, (und dieser Pompejus ** war kein unbekannter Nichtswürdiger,) singt der Dichter in dem Tone eines sehr vertrauten Freundes. Diese Ode, die so rühmlich für ihren Verfasser ist, ist allezeit zur größten Beschimpfung unserers Dichters, und seit den Zeiten des August, zur Schande der Pedanten, übel ver-

*) Ode 7. B. 11. O saepe mecum etc.

**) Er war, wie man in eben der Ode sieht, ein Officier, longa fessus militia, der in Diensten stand.

verstanden, übel ausgelegt, und übel übersetzt worden. Sehet da, wie der gelehrte Dacier den Anfang dieses Meisterstückes, das aus dem edlen Herzen des Horaz hervorging, noch so ziemlich gegeben hat: „ Pompejus, der du bey der Armee des Brutus, dich mit mir oft den größesten Gefahren unterzogest: wer hat dich Rom, deinem Vaterlande und deinen Göttern wieder geschenkt? Mein lieber Pompejus, der älteste unter meinen Freunden, mit dem ich oft den größten Theil der längsten Tage, mit Blumen gekrönt, und durchduftet mit Syriens wohlriechenden Gewässern, mit Trinken zubrachte;„ Nach solchem Eingange, den ein beschimpfter Krieger, und ein solcher, der dafür erkannt wäre, nie hätte wagen dürfen, sagt Horaz, zu dem unglücklichen Krieger, seinem Gefährten, nach der sehr gelehrten Dacierischen Uebersetzung: Noch erinnere ich mich an den blutigen Tag bey Philippi, und an unsere schnelle Flucht, wo ich schändlich meinen Schild wegwarf, nachdem die Tapferkeit zum Weichen gezwungen war; In der That, dies nenne ich, die Verse eines vernünftigen Mannes schändlich (im lateinischen non bene) ausdrücken! Diejenigen, die Latein verstehen, es sey so wenig als es wolle, mögen

mögen ohne Vorurtheile davon urtheilen *). Dacier läßt den Horaz sagen: daß er sich noch des blutigen Tages erinnere; Ein grosses Wunder! Hätte er sich dessen wohl erinnern können, es sey denn, daß er das Andenken mit dem Schilde nicht verlohren habe? Ich ertrug, ich empfand mit dir, sagt Horaz zum Pompejus, das Philippische Treffen, und unsere schnelle Flucht, wo ich auf eine so üble Weise meinen Schild zurück ließ. (verlohr) Ich werde mich nicht in kritischen Kleinigkeiten einlassen, um der Seele des gelehrten Dacier zu beweisen, daß das sensi, das celerem fugam, das relicta, daß das non bene des Horaz, daß dieses alles, sage ich, für die Gelehrten, die nur bloß gelehrt sind, lauter Arabisch ist.

Man muß also untersuchen, ob Horaz, als er in dem philippinischen Treffen seinen Schild wegwarf, oder verlohr, wirklich sich beschimpfte, oder nach den Sitten und Gebräuchen seines Jahrhunderts eine Handlung eines Feigen beging? Denn dies ist es, worinn

*) Um sogleich davon urtheilen zu können, ohne den Horaz zu suchen, setzen wir die Stelle her:
Tecum Philippicos et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Quum fracta virtus etc.

worinn alle Gelehrte, sowohl die, die sich auf us, als auf es endigen, einmüthiglich übereinstimmen. Sie gründen sich auf die alte Kriegeszucht der Griechen und Römer. Diese Völker, sagt man, hielten den für infam, und bestraften den Soldaten mit dem Tode, der in einem Treffen seinen Schild wegwarf, um davon zu fliehen.

Dies alles ist wahr. Bey so weisen Völkern wurde der Schild für das ansehnlichste Stück unter den Kriegeswaffen gehalten, ja so gar, daß man ihm den Vorzug vor dem Degen selbst gab. Man hatte eine Todesstrafe für den Soldaten, der mitten im Gefechte seinen Schild wegwarf, aber nicht für den Soldaten, der seinen Degen wegwarf. Dieser Unterschied, den die Alten zwischen diesen beyden Arten von Waffen machten, ist auf eine Gesinnung gegründet, die ihnen Ehre macht, und die sehr fähig ist, uns eine große Idee von ihrer Menschlichkeit zu geben. Sie setzten die Vertheidigungswaffen den Angriffswaffen vor, um zu verstehen zu geben, daß die Menschen nach ihren Grundsätzen, um in der Gesellschaft zu leben, und um einer dem andern nützlich zu seyn, sich wohl vertheidigen könnten, aber niemals angreifen müßten. Dies liest man in einer

sehr

sehr wohlgeschriebenen Abhandlung *). Ich will dabey anmerken, daß die Alten bey gewissen Gelegenheiten nicht die Soldaten bestraften, die ihren Degen wegwarfen, wenn sie an der Hoffnung, den schon siegenden Feind zu überwinden, zweifelten. Aber sollten die Alten die Soldaten mit dem Tode bestraft, und für infam gehalten haben, wenn sie an der Hoffnung sich vertheidigen zu können, zweifelten, ihre Schilde wegwarfen, und dadurch dem Staate tapfere Soldaten und gute Bürger erhielten. Ein jeder, der während des Treffens seinen Schild wegwarf um davon zu fliehen, beging ohnstreitig eine infame Handlung und die des Todes werth war. Der Soldat aber, der, nachdem er tapfer gefochten, und das Treffen verlohren war, in der gänzlichen Zerstreuung des überwundnen Heers seinen unnützen und beschwerlichen Schild wegwarf, um kein Kriegsgefangener zu werden, und um einen tapfern Krieger dem Staate zu erhalten, handelte als ein vernünftiger Soldat, und gar nicht als ein feiger Mensch.

*) Man sehe in den Mem. de litterat. de l'acad. royale des inscirpt. et bell. Lettr. Tom. I. S. 240. die Abhandlung des Abtes von Maßieu über die Schilde.

Horaz konnte und mußte also, nach der philippischen Schlacht, bey der gänzlichen Zerstreuung der Partey des Brutus, seinen mühsamen Schild wegwerfen, um den unglücklichen Folgen zu entgehen, und nicht in der Feinde Hände zu fallen. Diese seine Handlung, weit entfernt, daß sie ihm schimpflich seyn sollte, war völlig der Menschlichkeit, der Politik und der Klugheit der Römer und Griechen gemäß. Eben so war es mit dem weisen Socrates, diesem kriegerischen Philosophen, beschaffen, den man nie der Zaghaftigkeit beschuldigte, und der nach der Niederlage des Heers, welches der Prätor Lachus anführte, mit diesem atheniensischen General die Flucht nahm. Es ist nicht zu glauben, daß sie im Fliehen ihre Schilde behielten, gewiß sehr lächerliche Dinge auf der Flucht, die Hurtigkeit. Dacier, um zu beweisen *), daß der Dichter, den er über-

*) Man muß sich merken, daß Dacier seinen Horaz mit einem Fehler anfing, indem er aus atavis regibus alte Herrscher machte. Mäcenas war indessen aus etrurischen Königen entsprossen. Vielleicht war dies sehr viel, aber was liegt daran? Properz sagt ausdrücklich:

Maecenas eques Etrusco de sanguine regum.

Dacier hätte also seiner klugen und fehlerhaften Anmerkung überhoben seyn können.

übersetzt und auslegt, durch eine infame Handlung ein beschimpfter Mensch war, führt uns die Geschichte eines Soldaten des Cacars in England an. Dieser tapfere Jüngling, als er einige Officiere in einem Morast sahe, worinn sie dem Feinde nicht widerstehen konnten, stürzte sich in den Morast, und rettete die Officiere durch seine Tapferkeit. Aber als er aus dem Moraste wieder hervor ging, verlohr er seinen Schild im Kothe. Cäsar, ein Zeuge dieser Handlung, empfing diesen jungen Menschen mit einem Freudengeschrey, und liebkosete ihn. Aber dieser junge Krieger, mit Augen voller Thränen, und unerschrocknem Muthe, warf sich zu den Füssen des Cäsars, und bath ihn wegen des Verlustes seines Schildes, der im Kothe zurück geblieben war, um Vergebung. Was soll man auf diese Geschichte antworten? daß der junge Mensch mehr Herzhaftigkeit, als Verstand besaß. Daß Cäsar so viel Verstand, als Herzhaftigkeit besaß, daß er diesen jungen Menschen nicht beschimpfte, nicht mit dem Tode bestrafte. Daß Cäsar schuldig war, dem Schilde die Ehre zu lassen, die man diesen Waffen durch eine Klugheit im Kriege, einmal beygelegt hatte. Daß die Soldaten, die entschlossen

 waren

waren zu fliehen, den Feinden, indem sie während des Treffens ihre Vertheidigungswaffen wegwarfen, dadurch diese Absicht zu erkennen zu geben. Auf diese Weise legte man dem Schilde die Ehre und den Ruhm desjenigen bey, der ihn zum Schutze seines Körpers trug, und seine getreue Gesinnungen dadurch anzeigte.

Horaz zu Venuß von dem Sohne eines freygelassenen Sclaven entsprossen, ohne jemals viele Reichthümer erworben zu haben, ohne durch seine Muse berühmt geworden zu seyn, Horaz, dieser gemeine Mann, ohne große Gönner, erhob sich unter dem Brutus zu der Würde eines Tribuns!

Laßt uns jetzt fragen, ob Horaz ohne Tapferkeit, und ohne gute Aufführung, sich bis zum Tribun über eine Legion würde erhoben haben? Um dies anzunehmen, muß man so unvernünftig urtheilen, wie ein Gelehrter von Profeßion.

Aber man wird vielleicht mit einer gelehrten Chicane einwenden, daß sich unser Krieger im Anfange sehr tapfer bewiesen, aber daß er nachher in dem philippinischen Treffen, entweder wie ein Feiger, oder wie ein Treuloser seine Tugend verleugnet habe. Auf diese Chicane werde ich antworten, daß,

wenn

wenn mein Held der Zaghaftigkeit oder der Untreue hätte beschuldiget werden können, so würde er sich gewiß niemals an der Tafel des Augusts gezeigt haben. Ein beschimpfter Krieger wird sich nicht an einen glänzenden Hof begeben, und sich daselbst als einen satyrischen Dichter aufwerfen. Wie würde man da den Zutritt eines so Elenden haben ausstehen können? Man weiß, daß Horaz der Liebling des Kaisers war, ein geliebter Freund des Mäcens, und großer Vertrauter des tugendhaften Virgils *): und doch kann man sich nicht enthalten, ihn ohne Aufhören zu verläumden! Um endlich den verläumderischen Pedanten das Maul zu stopfen, laßt uns anmerken, daß unser Dichter allezeit die öffentliche Hochachtung des Pollio, dieses großen Kriegers und dieses großen Gelehrten genossen habe. Die Hochachtung des Pollio wird allezeit für die Ehre des Horaz eine Art von Schutzbrief seyn. Asinius Pollio würde diesen Hofdichter nie mit einem Anblick beehrt haben, wenn er die geringste

*) Könnte man das alte Sprüchwort: Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se, nicht sehr wohl zur Schutzschrift des Horaz anwenden?

Spur eines schwarzen Verbrechens an sich gehabt hätten.

Das Ansehen des Horaz war zu Rom so sehr befestiget, daß selbst, nach dem Berichte des Dacier, er dem Kaiser nach Spanien folgen mußte, wohin dieser Prinz im Jahr 726 von Erbauung der Stadt Rom seine Waffen lenkte. Horaz war damals beynahe vierzig Jahr alt. Seine Ode an den Septimius, römischen Ritter, und der im Felde sein Gefährte seyn mußte, ist ein deutlicher Beweis von der Wahrheit dieser That. Dieser Septimius, den Horaz lange hernach dem Tiberius empfahl, genoß auch der Gewogenheit des Augusts. Ich frage also von neuen, ob Horaz, ernannt, um den August nach Spanien zu begleiten, wohl das Herz gehabt hätte, den Septimius dahin einzuladen, ihm als Begleiter zu dienen, wenn Horaz nicht zu Rom als Krieger in gutem Rufe gestanden? Die Welt mag es entscheiden, und die Mathanasianer mögen davon schweigen. Die Kunstrichter zu widerlegen wäre eine eitle Eigenliebe; aber die Verläumder zu beschämen, ist eine Pflicht.

Nach-

Nachschrift.

In den Werken des Herrn Leßing *) finde ich, mit mehr als einer gelehrten Genugthuung, eine Schutzschrift für den Horaz. Dieser schöne Geist hat die Ehre des Horaz mit einer bewundernswürdigen kritischen Einsicht so schön gerettet, daß ich mit Vergnügen sein Stück ganz übersetzen möchte. Aber aus Furcht, gewisse Schönen, von welchen ich hoffe gelesen zu werden, zu erschrecken, muß ich meinen Eifer mäßigen. Ich kann mich nicht genug freuen, die Sache des Horaz, meines Freundes, in den Händen eines so geschickten Vertheidigers zu sehen. Ich bin also nicht der einzigste, noch der erste, der den Horaz gerettet hat. Ich schmeichele mir, daß noch andre Kunstrichter einem Dichter zu Hülfe kommen werden, der von so vielen Gelehrten, die zu sehr gelehrt waren, um ihm zu verstehen, ist verläumdet worden. Ich habe indessen das Vergnügen, denenjenigen, die kein Deutsch verstehen, zu versichern, daß Herr Leßing viel besser als ich seiner Unschuld hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen. In wahrscheinlichen Muthmaßun-

*) Gedruckt zu Berlin bey Voß, 1754, der 3. Band.

maßungen glücklich behauptet Herr Leßing mit Grunde, daß ein gewisser Abschreiber diese Stelle in dem Leben des Horaz schändlicher Weise müßte mit eingemischt haben, auf dessen Glauben man die Sitten unsers Dichters befleckt hat. Es ist auch fast augenscheinlich, daß diese Stelle auf keinen anders als den verächtlichen Hostius gehen kann. Seneka, der zu gutem Glücke davon redet *) und der sich davon hätte befreyen können, befestiget diese Muthmaßung gänzlich. Es ist ganz natürlich, wenn man muthmaßet, daß ein Abschreiber, der etwas hinzugethan, und betrogen durch die Aehnlichkeit der Namen Hostius und Horatius, durch eine so lustige Nachricht die Geschichte des Horaz zu verschönern geglaubt hat. Dieser Irrthum ist nicht weniger als zu verwundern, denn der schändliche Hostius lebte eben sowohl zu den Zeiten des August, als der würdige und brave Horaz. Aus dieser Probe urtheile man von der tiefen Einsicht des Herrn Lessing. Alle Bewunderer des Horaz müssen ihn wegen dieser vortrefflicher Schutzschrift, die in einem feinen Geschmack geschrieben ist, welcher sie noch viel angenehmer und schätzbarer macht, Glück wünschen.

Schrei-

*) Legant docti caput XVI. l. 1. Natural. quaest.

Schreiben
an einen gewissen Dichter.

Ich habe Ihre beyden Gedichte beurtheilt. Aber wie, mein Herr, ist dies ein so großes Verbrechen? Sie sind weder ein besserer Dichter, noch ein größerer Herr, als der Tyrann von Syracus, und wenn ich auch weniger Geist besitze, so bin ich doch gewiß nicht viel nachsehender und freundlicher, als Philoxenes war. Also kann ich Ihre Verse tadlen, ohne daß es einen so sehr befremden darf, und Sie werden es leiden müssen, ohne eben deswegen zu sehr zu lernen. Ja, es ist wahr, daß Ihre beyden Gedichte nur sehr schlecht geschienen, und daß ich Ihrem gelehrten Freunde meine Gründe davon gesagt habe. Aber ich hatte nicht die Zeit, ihm die andern sehr lustigen Fehler anzuzeigen, die ich jetzt zeigen kann, weil Sie es mit solcher Heftigkeit von mir fordern. Selbst die Art und Weise, womit Sie in Ihrer Vertheidigung dies begehren, ist so voller Stolz, daß es christlich wäre, Ihnen ein wenig Bescheidenheit zu lehren.

Sie

Sie sagen, Sie sind jung; ich glaube es, und man kann es wohl sehen, daß Sie noch ein Anfänger sind. Allein warum verbergen Sie solche übelgerathene Versuche nicht? Wenn man findet, daß man zum Dichter gebohren ist, so mag man die erste Hitze verrauchen lassen, man mag immer das Papier beschmieren und unbedachtsamer Weise reimen: aber man muß wohl Sorge tragen, daß dieses beschmierte Papier, diese elende Reime nicht aus der Studierstube kommen, oder wenigsteus nur dann, um sie einem klugen und aufrichtigen Freunde zu zeigen, der, ohne dem schlechtem Dichter zu schmeicheln, ihm seine erste Ausschweifungen sehen lasse. Wenn Sie sich, mein Herr, dieser klugen Regel lange genug werden bedient haben, und wenn Ihre Verse durch diese Hülfe werden ausgebessert, und gereiniget seyn: alsdann mögen Sie Ihre poetische Geburten hervorbringen; ich will darein willigen, und stellen Sie endlich Ihre Werke ans Licht, wenn sie ihr Freund des Lichts für würdig halten wird. Ehe man sich aber mit dieser Sache abgiebt, muß man vorher wohl untersuchen, ob man zur Dichtkunst gebohren sey. Denn wenn man nicht ein gewisses Naturell, welches die Musen erfodern,

mit auf die Welt bringt, so ist es umsonst, die Dichtkunst des Aristoteles zu lesen, umsonst die Lehren des Horaz zu studiren: man wird immer zum Verdruß des Apollo arbeiten, und doch bis an sein Ende nichts als ein elendes Geschmier hervorbringen. Zum Dichter gebohren zu seyn, ist keine so geringe Sache, und ein jeder darf sich dessen nicht so gleich schmeicheln. Sie mögen urtheilen, ob Sie der einzigste sind, der zu unserer Zeit dazu gebohren ist, wenn Sie in dem Jahrhunderte eines **Klopstock**, eines Gellert, Haller, Leßing und so weiter, nach dieser Ehre streben wollen. Was mich betrifft, ich glaube, daß Sie fast Lust haben, sich dessen zu bereden. Ich weiß die gute Meynung, die Sie von sich selbst hegen, und besonders durch diese Stelle in Ihrer schönen Vertheidigung:

Ich billige Ihre Gedanken, aber
die meinigen sind besser.

Sehet da eine Sprache, die ihr Vorurtheil deutlich genug an den Tag legt! und dies Vorurtheil ist sehr oft bey einem Dichter ein unheilbares Uebel. Indessen ist es eine Pflicht der Dichtkunst, solches zur rechten Zeit abzuhelfen. Man muß Ihre junge Muse für die bösen Folgen bewahren, die Ihnen

Ihnen ein solches Uebel durch Ihr ganzes Leben zuwege bringen könnte. Mich wunderts eben nicht sehr, daß Ihnen Ihre Gedanken besser vorkommen, als die meinigen: Die Dichter sind zu allen Zeiten dieses Fehlers unterworfen gewesen. Zu den Zeiten des Augusts gab es deren zu Rom, so wie es jetzt unter uns in Deutschland dergleichen in Menge giebt. Sie lobten, wie Sie, ihre Verse, ob man sie gleich tadelte; sie schätzten ihre Dichtkunst sehr hoch, ob sie gleich fast ein jeder verachtete.

Ridentur mala qui componunt carmina, verum
Gaudent scribentes, et se venerantur, et ultro,
Si taceas laudant, quidquid scripsere beati.

Es scheint, als wollten Sie mich an diese 3 Verse erinnern, dadurch, daß Sie meine Meynung verwerfen, und wegen Ihrer Fehler zu frieden bleiben, wenn Sie kühn genug sind, zu sagen:

Ich billige Ihre Gedanken, aber die meinigen sind besser.

Seht da die wahre Krankheit der Poeten, die uns Horaz schildert? Aber ich will glauben, daß bey Ihnen diese Krankheit noch nicht sehr eingewurzelt sey, und daß Sie

Sie so erkenntlich seyn und dem es Dank wissen werden, der sich Mühe gegeben, Ihnen solche zu heilen. Ich rathe Ihnen also, alles das, was ich von Ihren Versen sage, für ein gelindes Mittel anzusehen, das ich Ihnen zur Besserung Ihrer Muse anbiete. Ich bin u. s. w.

Bey den Begebenheiten des Krieges 1760.

O selig güldne Zeit der ersten Erden Glück!
Wenn ruft der Himmel dich doch wiederum zurück.
Wenn soll auf jeder Flur der Friede wieder lachen,
Und an des Segens Hand die Völker glücklich machen?
Zu Hoffnungslos wirst du vielleicht von uns begehrt.
Die Zwietracht würget noch, und zeiget dir ihr Schwert.
Doch der das Unglück will, und bald sein Wüten stillet,
Der nimmt auch alles weg, was uns mit Furcht erfüllet.
Die Menschen sind vielleicht unschuldige Gerechte,
Sein treues Eigenthum und würdiges Geschlechte.
Und wer zum Laster irrt, irrt nach des Schicksals Schluß,
Denn er kann sündigen, und sündigt weil er muß.
Hat Gott mit so viel Quaal Verbrecher strafen wollen,
So hätt er nicht im Grimm Verbrecher schaffen sollen.

Schweig Lästrer! ungerächt hört Gott sich nicht
verschmähn,
Und wenn sein Zorn erwacht, wie willst du ihm
entgehn?
Nein, Sünder schuf Gott nicht noch Sclaven
des Geschickes,
Er schuf den Menschen frey und im Genuß des
Glückes.
Und kundig seines Thuns, und kundig seiner
Pflicht,
Hat er die Wahl allein zu sündgen oder
nicht.
Noch jetzt bereitet er sich kunstreich sein Ver-
derben,
Gott warnt ihn; doch umsonst! Gott siehts und
läßt ihn sterben.
Soll, der im Himmel wohnt, vergebens Richter
seyn,
Schandthaten übersehn, und wer ihm trotzt,
verzeihn?
Er trägt ja gnädig gnug die Frevler mit Ver-
schonen,
Und rächt nach langer Huld sich erst an Pha-
raonen.

Der Krieg, der Sünder würgt, ihr Land
zur Wüsten macht,
Wird nicht aus Lust zum Blut von ihm hervor-
gebracht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Nein, Unglück hat er nicht dem Erdenkreiß beschieden,
Er baute nur die Welt zum Wohnplatz für den Frieden.
Dem Kriege sperrt er stets des Abgrunds eisern Thor;
Doch reizet ihn ein Volk, so ruft er ihn hervor,
Und taucht sein Schwerdt in Blut, und machts vom Blute trunken,
Kein Reich ist sonder ihn gebauet, noch gesunken.
Er ist des Schicksals Herr. Durch ihn wird uns das Jahr
Bald reich an Wein und Korn, bald wieder unfruchtbar.
Als Vater krönet er es dort mit seiner Güte.
Als Vater straft er hier mit göttlichem Gemüthe.
Dann muß, dient seine Huld dem Frevler nur zum Scherz,
Die Erde eisern seyn, der Himmel hart wie Erz.
Wie ist mir? Hör ich nicht die Wasserwogen brüllen.
Wie raßt, wie droht sie, uns mit Schrecken zu erfüllen.
Der Wind beginnt anjetzt den Sturm zu prophezeyn,
Und er bewegt das Meer, wie schrecklich muß er seyn,
Wenn er die schwarze Fluth, wenn er die wilden Wellen

Gleich

Gleich einem Caucasus läßt zu den Wolken schwellen?
Das größte Kriegesschiff, so gleich Pallästen steht,
Sieht man so leicht bewegt, wie das geringste Bret,
Wie Pico muß es erst hoch durch die Lüfte steigen,
Dann sich im Augenblick im tiefsten Abgrund zeigen.
Und siehet man dies Spiel auch nur von weitem an,
So meynt man fast, es wär um unsre Welt gethan.
Er winkt der Fluth, daß sie die Felder überschwemme,
Und sie gehorcht, sie eilt und spottet unsrer Dämme.
Das Feuer beut er auf. Es flieget kühn daher,
Und äschert alles ein, und Städte sind nicht mehr.
Und alles was er schuf, daß er uns glücklich mache,
Versammlet, wenn er will, sich zu des Schöpfers Rache.
Verehrt, ihr Sterblichen, die Allmacht seiner Hand,
Mit der er Berge wiegt, und Städte umgewandt.
Er giebt den Völkern itzt die Schwerdter in die Hände.

Erschüttert Deutschlands Reich und drohet ihm
sein Ende.
Herr Gott, sieh mein Gebeth, und o erhöre
mich!
Nimm ihn in deinen Arm, schütz unsern Frie-
derich!
Theils durch Gewalt und Macht, theils durch
Verstand und Strafe,
Gehorcht er deinem Wink, und sucht das Wohl
der Schafe.
Mein Friedrich träget stets den Oelzweig mit
dem Schwerdt,
Und um des Friedens willn hält er das Siegen
werth.
Er ruft der Feinde Wuth, den lobbekrönten
Helden
Vom Purpur zu der Schlacht, wo keine Freu-
den gelten.
Er kommt. Ein Löwenmuth hat Geist und
Trieb entbrannt,
Der Panzer stählt die Brust, der Säbel füllt
die Hand.
Die Vorsicht deckt das Haupt, wenn sein Arm
tapfer schläget,
Wenn ihn ein muthig Roß durch Dampf und
Feuer träget.
Kaum bringt des Helden Arm den Siegespalm
zurück,
So wartet schon der Staat auf dessen hohen
Blick.

Und

Und da muß Witz und Muth in Staatsgeschäften
wachen,
Und Bürger und das Land beglückt und herr-
lich machen.
O daß er stets mit Lorbeern bekrönt möge
stehn,
So wird auch Deutschlands Macht und Ruhm
nie untergehn.
In ihm zeigt sich der Welt der Gottheit Gna-
denfinger,
Er ist ein größrer Mann, als alle Weltbezwin-
ger.
Gott legt den Donner hin. Es hofft der Kreis
der Erden,
Und wo itzt Wüsten sind, da läßt er Städte wer-
den.
Auf Feldern, wo jetzt der nicht mäht, der sie
gepflügt,
Wo itzt ein streitbar Roß zum Kampfe wiehernd
fliegt,
Und seinen Krieger schnell dem Tod entgegen
träget,
Der durch die Schaaren eilt und Mann und
Roß erlegt,
Wo der Trompeten Hall zu blutgen Schlachten
weckt,
Die Lüfte zitternd macht, den, der sie höret,
schreckt.
Dann ihn zum Würgen reizt, daß alle Schwerd-
ter blinken,

Und sie der Deutsche hebt, daß Deutsche niedersinken.
Hier herrscht, so bald der Herr von seinem Thron gebeut,
In allen Ländern einst noch Glück und Einigkeit.
Gott macht sich auf, er kömmt, schlägt zornig das Gewehr
Den Streitern aus der Hand, und stillt ihr wildes Heer,
Und wenn des Krieges Grimm gleich alles unternommen,
So spricht er doch zu ihm: bis hieher sollst du kommen!
Ja, Herr, erschein einmal und schmücke dich mit Pracht,
Erschein und fahr herab, und predge deine Macht.
Laß Zwietracht, Mord und Wuth vor deinem Blick erschrecken,
Und an dem äußersten der Erde sich verstecken.
Laß deines Cherubs Schwerdt in seine Scheide gehn,
Und sprich zu ihm: laß ab! mir ist genug geschehn!

Der

Der Poet nach der Mode.

An Herrn R.

Als wir uns neulich über den Herrn Reupsch so sehr lustig gemacht hatten, erinnerte sich meine Seele desselben wieder im Traume. Sie gieng unbarmherziger mit ihm um, als ich es ihr bey wachendem Leibe würde zugelassen haben. Kurz, ich hatte folgenden Traum, an dem Reupsch — — Reupsch der Poet Schuld hatte. Reupsch dichtet, so fieng ich im Traume an zu reden, Reupsch dichtet, und ich! ich sollte nicht dichten, täglich von poetischer Wuth geplagt? Reupsch hat der Welt schon sein Genie in der Fabel gezeigt, und ich sollte unter Büchern begraben der Welt unbekannt bleiben?

Auf einmal stand ein scheußliches Gerippe vor mir. Es war die Theurung, die Gefährtinn des Krieges. Sie fiel mir in das Wort, und sprach im rauhen Tone allen Jünglingen harte Worte. Fühlst du, junger Mensch, denn auch schon den Autorkitzel? Halt ein! bedenke, was du thust. Das Autoramt fordert zwar kein Genie von dir.

Doch kostet es Papier, es kostet Dinte und Federn. Aber ich sprach: Siehe einmal, wie schön, wie vortrefflich sind meine Gedichte nicht. Jetzo lese ich sie zwar zu meiner höchsten Betrübniß nur allein. Aber wenn ich sie meinen Freunden zeige, so werden sie ohne Zweifel von ihnen gelobt. Sie empfehlen sie andern. Und wollen sie andre lesen, so müssen sie gedruckt werden. Sie kommen in das Meßverzeichniß. Und alsdann sind ihnen die Flügel groß genug, in der ganzen Welt herum zu fliegen. Der Ruhm, den ich mir dadurch erwerben werde, wird schon nicht mit Gelde zu erkaufen seyn.

Und höre noch eins. Ich will dir aus deiner unseligen Kunst, die du mit dem Mangel zugleich unter den Menschen eingeführt hast, die Nothwendigkeit meiner Autorschaft darthun, aus der Rechenkunst, welche die Menschen, vor deinem Zeitalter, da sie noch nicht unter deinem Zepter seufzeten, aus ganz andern Absichten studirten. Ein Bogen Papier kostet einen Pfennig, Feder und Dinte, ihn voll zu schreiben, kommt zwey Pfennige, sehr hoch gerechnet. Nun gebe ich ihn dem Verleger nicht unter acht Groschen. Da habe ich ja sieben Groschen acht

Pfennige über meine Unkosten. Welcher Nutzen wird mir ein Foliante bringen! Es ist wahr, die Alten schrieben nicht so viel, als unsere heutige Scribenten. Aber hattest du damals auch so viel mit der Gelehrsamkeit zu thun als heut zu Tage.

Die Theurung schwieg, überführt vom schwatzhaften Poeten.

Hurtig holte ich Feder, Dinte und Papier herbey. Gleich war der erste Bogen fertig, und ich stand schon damit vor des Verlegers Thür, als ich erwachte, und über mich, den hungerigen Poeten, herzlich zu lachen anfieng.

Der Löwe und der Fuchs.

Eine Fabel.

Der Löwe war auf der Jagd begriffen, als ein Fuchs ganz sorglos vor ihm vorbey spazierte, denn dieser wußte sein Loch in der Nähe. Der Löwe ergrimmte, daß ein so schwaches Thier seine Macht nicht scheute. Er sprang auf den Fuchs zu, der aber plötzlich in seine Höhle verschwand. Voll Zorn lauerte der Löwe neben dieser Höhle, und glaubte, daß der arme Fuchs seinen Klauen gleich würde zu Theil werden; da schon der Fuchs aus einem andern Loche hervorsah, und darauf vor Freuden lauter poßierliche Wendungen machte.

* * *

Wie der Scribent den Kunstrichter auslachte, wenn dieser, der über Leben und Tod in der gelehrten Welt Gewalt zu haben glaubt, den Scribenten Irrthümer beschuldiget, die in seinen Augen nur Irrthümer sind. Der Scribent schrieb unbestimmt,

denn er schrieb nicht für mittelmäßige Köpfe. Der Kunstrichter setzt sich in die unrichtige Situation, und beschäftiget eine ganze Druckerey wider den Autor. Dann zeigt sich der Schriftsteller aus einem andern Gesichtspunkte — er triumphirt und — — der wichtige Kunstrichter wird ausgelacht!

Vom

Vom Werthe der Stammbücher.

Ich will meine Gedanken über die Stammbücher eröffnen. Mein Aufsatz soll nicht mit der Miene der Gelehrsamkeit prangen, und die kritischen Fragen: wovon wird das Stammbuch hergeleitet? Wie alt ist der Gebrauch der Stammbücher? u. s. w. mögen immer unbeantwortet bleiben. Der Leser weiß, was man auf Akademien unter einem Stammbuche versteht, und an dem übrigen kann ihm wenig gelegen seyn. Meiner Absicht zu folge will ich also nur den Werth der Stammbücher rechtfertigen. Es giebt Leute, die von dem Mißbrauche einer Sache auf deren Unwürdigkeit schließen, und diese haben mehr als einmal gesagt, daß ein Stammbuch ein sehr lächerliches Buch wäre. Sie sprechen: „Ein Stammbuch ist ein Behältniß von gesammleten Possen, welchen Thorheit und jugendlicher Leichtsinn gezeugt haben. Je mehr sich einer Mühe giebt, diese Possen zu sammlen, desto beträchtlicher ist der Mangel seines eigenen Verstandes.

Wenn

Wenn sein Buch vollgeschrieben ist (und dieß war der eiferigste Wunsch des Herrn Besitzers!) so darf er sich nicht einmal unterstehen, dasselbe jemanden zu zeigen: denn er würde sich dadurch bey den Verehrern in den schlechtesten Credit setzen.„ Dieß ist die gewöhnliche Sprache derer, die eben nicht allzu vortheilhaft für die Stammbücher gesinnet sind; es ist aber auch zugleich die Sprache des Vorurtheils. Seit dem freylich, auch unter den Söhnen des Apolls, einige so niederträchtig geworden sind, daß sie das akademische Leben gleichsam für den Schauplatz ihrer Ausschweifungen ansehen, und uns sehr vergnügt diejenigen Oerter nennen, wo sie dem Frevel, der Ueppigkeit, den Lüsten gefröhnt haben; seit dem ist es bey vielen dahin gekommen, daß sie sich nicht schämen, sogar mit ihrem Namen die größten Thorheiten zu unterzeichnen, oder doch sonst einen läppischen Einfall bekannt zu machen, der ihrer Ehre zum unhintertreiblichen Nachtheile gereichet. Doch so wenig den Vorzügen eines ächten Schriftstellers dadurch etwas von ihrem Glanze benommen wird, wann die neuen Bücherverzeichnisse, die in jeder Messe zum Vorscheine kommen, oft mit den elendesten Hirngeburthen angefüllt

sind:

sind: so wenig mögen sich diejenigen eines Tadels schuldig machen, die durch Hülfe der Stammbücher ihre Freunde zu unterhalten suchen, wenn der Pöbel der Studirenden, wenn ungesittete Jünglinge das Stammbuch mit Schmieralien schänden, die kaum werth sind, daß man sie noch zu einem geheimen Dienste bestimmet.

Stammbücher sind dem Gedächtnisse unsrer Gönner und Freunde heilig. Wer also die Triebe der Hochachtung, die er ihnen schuldig ist, bey sich empfindet, wer überhaupt Edelmuth besitzt, und wer nur einigermaßen ehrerbietig gegen die Welt ist, der wird gewiß eher diejenigen mit einem tugendhaften Abscheu bemerken, welche blöde genug sind, die Beschaffenheit ihrer unflätigen Denkungsart auf ein Blättchen Papier zu schreiben, und dem öffentlichen Gerüchte preiß zu geben, als daß er selbst jemals einen so schimpflichen Fehler sollte zu schulden kommen lassen. Und bloß in dieser Beziehung, wenn unser Stammbuch, frey von der Schande der Niederträchtigen, nichts als die holden Namen der großmüthigsten Beförderer unseres Glücks, der uneigennützigsten Freunde, der würdigsten Lieblinge der Weisheit

und

und Tugend, nebst etwan einem kurzen, lehrreichen oder vergnügenden Gedanken in sich fasset; bloß in dieser Beziehung bin ich für den Werth der Stammbücher eingenommen, und ich dürfte fast glauben, daß es in der Beziehung eine der schönsten Pflichten sey, die wir auf hohen Schulen der Freundschaft leisten mögen, sich eines Stammbuches zu bedienen, als des bequemsten und anständigsten Mittels, das Andenken unsrer so sehr geliebten akademischen Freunde unvergeßlich zu machen.

Es ist wahr, die Freundschaft ist an sich selbst mit so vielen wesentlichen Reizen ausgeschmückt, daß diejenigen, welchen der Himmel Gefühl genug ins Herz gelegt hat, die Wollust, die sich aus ihr ergießet, recht zu schmecken, sich an keinem Lobe so sehr, als an dem übrigen, erschöpft zu haben scheinen. Ich will die Lobsprüche derselben allhier nicht wiederholen. Man hat schon zu oft gesagt, daß wir, um von dem Nutzen der Freundschaft zu urtheilen, nur den Zustand eines Menschen betrachten müßten, der gar keinen Freund habe. Man hat ihn schon oft einen Fremden mitten in seinem Vaterlande genennt, und so ferner. Indessen getraue ich

mir doch zu behaupten, daß diejenigen, die das Bündniß der Freundschaft auf Akademien geknüpft haben, auf eine vorzüglichere Art Anspruch auf das Vergnügen derselben machen können, wann ich die glorreichen Absichten erwäge, um derentwillen die Freundschaft daselbst geschlossen wird.

Wir leben auf der Akademie an einem Orte, wo wir mit vereinigten Kräften bemühet sind, uns zu nützlichen Werkzeugen des Staats bilden zu lassen, und wo wir, eingedenk unseres großen Berufs, nach Verdiensten streben, die wir uns sonst nirgends, außer mit unsäglich schwerer Mühe, mit unsäglich größerm Aufwande, erwerben können. Jede Beschäftigung, zu der wir uns durch gemeinschaftliche Beyspiele auffordern, ist die Wirkung des Eifers für Weisheit und Tugend, in deren Begleitung wir dereinst dem Vaterlande groß erscheinen, und die wahre Glückseligkeit desselben befördern wollen. Unsere Stunden sind uns daher alle kostbar, und sie werden in einer ruhmvollen Wirksamkeit zugebracht, die sich von den edelsten Gesinnungen herschreibt; in einer sorgfältigen Beobachtung der erhabensten Pflichten, zu denen uns Religion und Vernunft anweisen; in einem klugen Entwurf des auszuführenden

den Planes, wie wir, nach vollendeten akademischen Jahren, der Republik ein Mitglied in uns darstellen mögen, das ihr zum ersprießlichen Vortheile, nicht zur glänzenden Last, gereichet.

Sollte wohl die Freundschaft dieser Jünglinge, mit denen wir an so preißwürdigen Endzwecken in und außer den Hörsälen unsrer Lehrer, einmüthig gearbeitet haben, nicht die angenehmste seyn, die wir uns denken können? Sollte wohl das Gedächtniß derselben nicht bis in die spätesten Tage der Zukunft uns schätzbar heißen? Die Erfahrung redet zum wenigsten für dieses entzückende Vergnügen, indem selbst die abgelebtesten Greiße niemals den Namen eines rechtschaffenen Schulfreundes erwähnen, ohne zugleich durch die Heiterkeit ihrer Gesichtszüge das innre Gefühl einer besondern Freude zu verrathen, wann auch ihr Mund schweigen sollte. Der Gebrauch des Stammbuches, wodurch wir uns die Namen so liebenswürdiger Freunde zum Eigenthume machen, so, daß uns zu keiner Zeit das Glück fehlet, uns derselben mit gerührter Seele erinnern zu können, wird uns also nicht nur vortheilhaft seyn, sondern er macht auch einen Theil unsrer Pflicht aus, wenn es gewiß ist, daß

wir nicht so leicht durch ein andres Hülfsmittel die Dauer einer Freundschaft unterstützen mögen, von deren bloßem Andenken schon unser Vergnügen unmittelbar abhängt.

Jedoch vielleicht bringt es eine seichte Gewohnheit nur so mit sich, daß wir auf hohen Schulen ein Verzeichniß von denjenigen halten, die wir ein paarmal gegrüßt haben? Vielleicht nehmen Tugend und Weisheit oft den wenigsten Antheil an der akademischen Freundschaft? Stehen nicht etwan die meisten unsrer Freunde mit den süßen Herren und mit den gelehrten Müßiggängern in einem Range? Oder ist unser Stammbuch wohl gar eine Sammlung von Trunkenbolden, von Renomisten, von Betrügern? Ich müßte der Unwahrheit das Wort reden, wenn ich diese Beschuldigungen für ganz ungegründet ausgeben wollte, und ich kann nicht läugnen, daß die behutsamere Wahl der Freunde auf Akademien auch in unsern erleuchteten Zeiten noch unter die frommen Wünsche gehöre. Sind die Vortheile, die uns der Umgang eines tugendhaften Lieblings der Weisheit gewähren kann, für sich beträchtlich genug, so verdienen die Gefahren, denen uns, in Ansehung der Freundschaft,

das bösartige Geschlecht der Musen aussetzet, allerdings nicht weniger erwogen zu werden. Die Fehler desjenigen, der unser Freund heißt, werden nur allzuoft uns zugeschrieben; er fehlt und wir fehlen mit ihm; er verwickelt uns in seine verdrüßlichen Geschäfte, und ehe wir es vermuthen, zur Zeit, da wir den Wissenschaften aufs eifrigste obzuliegen uns vorgenommen hatten, macht er uns desjenigen unangenehmen Schicksals theilhaftig, welches ihm sein niederträchtiges Betragen zuziehet. Giebts denn aber nur kleine Seelen auf der Akademie? Muß denn unser Freund eben ein zügelloser Thor, oder zum wenigsten ein unbesonnener Jüngling seyn? Kann das Bündniß der Vertraulichkeit nirgends, als unter dem Geräusche des Trinkliedes, der Wollust, oder der Schwärmereyen geschlossen werden? Ich bin der Meynung, daß es demjenigen, der selbst einen edelmüthigen Character hat, niemals an einem rechtschaffenen Freunde fehlen könne, in dessen Umarmung er auf ein wahres Vergnügen Anspruch machen darf.

Die Freundschaft ist die Seele des Lebens, und wie todt würde nicht das akademische Leben seyn, wenn wir keine Freunde hätten? Es bleiben uns oft Dinge zu wissen

übrig, die uns niemand schöner, als unser Freund sagen kann. Wir haben, zumal im Anfange unsrer akademischen Jahre, tausend verschiedene Hülfsleistungen nöthig; gute Rathschläge, um uns klug aufzuführen; heilsame Nachrichten, um uns einiger Fehler zu entledigen, die andern sehr beschwerlich seyn würden. Ich fordre deswegen nicht, daß man eben mit vielen Personen eine genaue Freundschaft stiften müsse; man bemühe sich nur, auf eine höfliche und verbindliche Art, und besonders durch angenehme Dienste, die Zueignung vieler Personen zu erhalten, daß man sich bisweilen Gefälligkeiten von ihnen versprechen kann. Aechte Herzensfreunde sind ein theures Geschenk der Vorsicht. Erreichen wir aber das würdige Glück, auch diese zu finden, und sind es noch überdies geschickte Freunde, die sich durch eine langwierige Arbeit bereits eine feine Anzahl von Erkenntnissen erworben haben, so sind wir ja fähig, durch den Umgang mit ihnen unsren Geist mit allen demjenigen unvermerkt auszubilden, worinn ein jeder vorzüglich stark ist, und was gleichsam den Kern oder das schönste und nothwendigste in seinen Wissenschaften ausmacht.

Freunde von der Art stehen wohl nicht zum entbehrlichen Schmucke, oder auch nur zu dem Ende in unserm Stammbuche, daß die leeren Blätter desselben ausgefüllt werden. Sie machen eine Reihe von ehrenvollen Zeugen unseres Fleißes aus, deren wir nach der Heimkunft von der Akademie, bey den künftigen Aemtern und selbst im Alter der Greise, nicht anders als mit Hochachtung, und mit einer Art von besonderer Zufriedenheit, eingedenk sind. Konnten wir uns auf der Akademie von diesem und jenem Verehrer der Gelahrheit, mit dem wir einen so geselligen als weisen Umgang pflogen, die vollkommensten Ahndungen machen, daß seine Vorzüge nicht unbelohnt bleiben würden, und wir erhalten hernach, wann uns das Stammbuch Anlaß giebt, daß wir uns nach ihm erkundigen, die holdeste Nachricht von seinen vortheilhaftesten Umständen, von seinem steigenden Glücke; so müßten wir in der That wenig Gefühl und wenig Liebe gegen uns selbst haben, wenn wir alsdann gleichgültig seyn wollten. Erblicken wir nicht alsdann unsere Wünsche in dem anmuthigen Gefolge der schönsten Erfüllungen? Die Zukunft hat unsere Hoffnungen verklärt; der Vorhang, welchen sie neidisch

über die Schicksale unsrer Geliebten gezogen hatte, thut sich auf, und wir bewundern die weise, die verehrungswürdige Vorsicht in der Bestimmung dieser Schicksale.

Ich bin versichert, daß diejenigen, welche zur Ehre der Menschlichkeit auf ein zärtliches Herz stolz sind, gleiche Gesinnungen mit mir haben, und den Werth der Stammbücher auch durch ihren schätzbaren Beyfall vergrößern werden.

Die

Die
wahre Größe des Herrn Engau.
Eine Rede.

Wenn eine Art von Verwirrung sich jetzo meiner Seele bemeistert, wenn eine heftige Leidenschaft nach der andern mein Gemüthe bestürmet, wenn bald der Schmerz mich gedankenlos macht, bald mit empfindungsvollen Vorstellungen überhäufet, wenn ich mit niedergeschlagenen Augen, mit unbelebten Mienen vor Ihnen anjetzo erscheine; wenn mein Auftritt nichts weniger als die heitre Munterkeit des Redners belebt; so darf ich Ihnen wohl nicht mühsam, noch wortreich, die lange Ursache erst davon entdecken. Wen nur ein tugendhaft Gefühl von der edelsten Freundschaft, von dem steigendem Glücke des Vaterlandes, zärtlich gemacht hat: dem wird schon der Gedanke von dem großen Verluste des redlichsten Freundes, des unermüdeten Beförderers der beglückenden Weisheit, des eifervollen Patrioten, beynahe entseelend seyn, wenn er auch nur für sich, in der Stille demselben nachhänget. Und ich soll heute öffentlich

von einem solchen Verluste, mit der Stärke des Redners sprechen!

Hätte ich hier nicht Zuhörer vor mir, denen die Weisheit ein fühlendes Herz gegeben; sollte ich erst dergleichen Empfindungen, die der niedrigste Pöbel, die aber auch oft der hohe Pöbel, auf und um manchen Thron, verkennet, solchen einflößen: so dürfte vielen die Sprache meines Herzens unwahrscheinlich und erdichtet vorkommen; so würde ich den meisten natürlicher reden, wenn ich den gekünstelten Eifer eines gleichgültigen oder gedungenen Lobredners angenommen hätte. Sie, zärtliche Freunde! fühlen, was ich fühle; und ich darf nicht erst die Reize hierzu in Dero Busen senken. Ihre Gedanken sind mit den meinigen auf einen Gegenstand anjetzt gerichtet; ihre redende Mienen begleiten diese redende Gedanken; eine tiefsinnige Stille ist eine laute Verrätherinn der übereinstimmenden Gesinnungen, die unsre Herzen harmonisch erfüllen. Dort, seufzen unsre fühlende Gedanken, dort in jener Gruft verbirgt sich unsern Augen ein Freund voll Großmuth, ein Gönner, der nur Tugend und Verdienste schätzte, ein Lehrer, den viele Akademien in ihren Hörsälen vermißten; ein Patriot, der der gelehrten Republik, der

Sa=

Salinen sich gänzlich aufgeopfert. Und dies alles entzieht sich unsrer Sehnsucht in einem einzigen, in einem Engau!

Doch wohin bringet mich diese unsre gemeinschaftliche Liebe und sehnsuchtsvolle Hochachtung, Leidenschaften, denen ich mich vielleicht zu unvorsichtig überlassen? Fast machen sie mich der Pflicht eines Redners vergessend, welche sonst den lobbekrönten Todten mit zahlreich gehäuften Titeln prächtig aufzufodern gewohnt ist. Doch wie mag mich die modevolle Kunst in deinem ungeschminktem Lobe irre machen, durch dich erhabener Engau! Dich ruft die Liebe, dich nennt die Ehrfurcht bloß bey deinem Namen, der auch ohne Titel glänzend ist. Entferne dich, Kunst! die du oft das Gefühl ersetzen mußt, das dem Trauerredner fehlt; du, die du glorreiche Thaten erschaffest, welche doch dem, bey aller seiner äußerlichen Hoheit, oft armseligen Helden mangeln; du sollst mich jetzo weder wort- noch gedankenreich machen, da ich von einem Engau rede, ja, dein Tadel soll mir jetzt eine Ehre seyn; entsage mir immerhin allen Beystand, wenn ich jetzt die rührende Schilderung von dem Verluste fortsetze, der uns unvergeßlich ist, und auch jetzo lebhaft vor den Augen schwebet.

bet. Die Wahrheit, die einzige Lehrerinn, die Meisterinn in der Sprache des Herzens, ihre zärtlich denkende Blicke, durch die Verdienste unsers Todten entzückte Freunde, sollen mich allein anjetzt beredt machen, auch, mitten unter den zunehmenden Zerstreuungen auf mich zudringender Leidenschaften, werde ich auf die Weise stark seyn, einen Mann zu verehren, der überall gleich groß durch sich selbst ist.

Hatte bloß dieser Name, dieser so verdienstvolle Name eines Engau, schon die süße Gewalt über unsre Seelen, daß wir Liebe, Sehnsucht, Hochachtung, Ehrfurcht ihm so zärtlich als willig widmeten: sollte ich wohl, meine Herren, sollte ich wohl um Dero geneigtes Gehör mir zu wege zu bringen, was reizenders sagen können, als wenn ich Ihnen den würdigsten Gegenstand meiner Rede, als wenn ich Ihnen einen Engau nenne? Vermissen sie gleich heute den Redner; so bleibt doch Engau ihr einnehmendstes Augenmerk, und dieser allein mag mir Ihren Beyfall verdienen!

Sind wo die Urtheile der Menschen verschieden, unbeständig und insgemein zweydeutig: so sind sie es gewiß in den Schilderungen der Großen, der Erhabenen unter den Menschen. Der Freund, der Gelehrte, der

Patriot,

Patriot, der Held, der Monarch hat die Schicksale dieser Urtheile erfahren; und den Gemählden von ihrer Größe fehlt es, wo nicht gar an Aehnlichkeit, doch zum wenigsten an ächten Farben, an schmeichelenyfreyen Zügen. Die Eigenliebe, der Eigennutz, die Dichtungskraft, oder auch ein Trug täuschender Sinne reichen insgemein den Stoff zu diesen Urtheilen; bisweilen thut auch wohl gar die Tyranney des Wahns gebieterisch den Ausspruch. Fast ist es ein Glück für den Thor, daß die Gedanken der meisten von der wahren Größe der Menschen nicht übereinstimmen: er und der Pöbel ziehen daraus den erwünschten Vortheil, indem sie beyde dadurch, nicht nur in die Reihe der Grossen vielmalen gesetzt werden, sondern auch wohl gar einen ansehnlichen Rang unter solchen wirklich behaupten. Wahrhaftig etwas seltsames ist es, daß das äußerliche Bezeigen der Menschen zur allgemeinen Vorschrift in der Bestimmung der Größe ihres Geistes dienen soll; nicht anders, als ob diese, gleich sinnlichen körperlichen Größen, ausgemessen werden könnte. Die Sinne reichen hier den Maasstab zu dem, was doch nicht einmal Empfindungen ihnen gewähret, und wovon der Verstand sich allein die Einsicht vorbehalten.

halten. Kein Wunder ist es, daß die Meßkunst der Sinne hier verunglücket; daß oft die Größe des Schattens, den ein Prahler von sich wirft, für die wahre Größe desselben gehalten, ja wohl gar in demselben etwas außerordentliches erblicket wird, das Bewunderung zu erwecken fähig ist. Der Freund, verschwendrisch mit Betheurungen und Liebkosungen; der Gelehrte, großsprecherisch und reich an eigenen Lobeserhebungen; der Patriot, mächtig in Verheißungen und sinnreich an guten Anstalten, auch oft großmüthig genug zu kleinen Aufopferungen; der Held, ein gewesener Zuschauer vieler Eroberungen, und zaghafter Zeuge mancher Schlachten; der Monarch, aus Einfalt folgsam guten Rathgebern, ohnmächtig dem Unterthan zu schaden: alle diese erscheinen nun in einer seltenen Hoheit, in einer wahren Größe. Fast sollte man, bey dem beynahe allgemein gewordenen Irrthume, auf die Gedanken kommen, daß die Menschen, in ihrer Bestrebung nach dem kützelnden Ruhme der Großen, um ihnen dereinst beygezählt zu werden, selbst denselben befördern, und, käm es auf sie an, gern zur Wahrheit machten. Sie selbst suchen mehrentheils ihre Größe durch ein äußerliches Blendwerk

zu erhalten, ja, daß ich es kurz sage, die wenigsten suchen durch sich selbst groß zu werden. Wie viele sind wohl deren unter den Menschen, die ihrem göttlichen Geiste zur Ehre leben, und Gott ähnlich, aus sich und durch sich Thaten erzeugen, welche Gedanken der Weisheit zur Vorschrift haben, und von den ächtesten Trieben zur Tugend abstammen; die in einem eigenen Lichte prangen, und nicht niederträchtig um den Tand des erbettelten Beyfalls sich bewerben dürfen; die selbst die Schöpfer ihrer Vorzüge sind, solche durch sich behaupten, vermehren und erhöhen, ohne durch das Vergrösserungsglas des mit Vergnügen sich und andern betrügenden Sehers in solchen erst zu erscheinen. Die Sonne wirft Strahlen von sich, und erleuchtet durch sich den Erdboden; die Quelle ihres Lichts ist in ihr: aber eben die innerliche veränderliche Größe ihres Lichts sichert sie vor dem Vorwurfe, von außen solche erhalten zu haben. Ein ähnliches Glück kann nur die allein bekrönen, die nicht nur groß, sondern vielmehr groß durch sich selbst geworden sind.

Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich Ihnen von dem Ruhme meines Engau einige Augenblicke geraubt habe, die unter der Verherr-

herrlichung seiner reizenden Vorzüge vielleicht vergnügungsvoller verstrichen wären. Es erschien mir Engau in seiner Größe; die Größe des Freundes, des Gelehrten, des Patriots, die ich hier erblickte, war keine gemeine Größe. Ich dachte dieser nach; ich verbannte alle trügenden Vorurtheile von der Größe der Menschen: und so ward ich erst stark gemacht, ihn in seiner seltnen Größe recht zu schauen; ich sahe ihn wahrhaftig groß; er war groß durch sich. Nun darf ich es wagen, sein schönes Lob zu erzählen, ohne den Verdacht der Uebereilung im Urtheile zu befürchten: nun wollen wir in Gedanken, meine Herren, ihn, unsern Engau, überall begleiten: Er wird überall gleich groß, groß durch sich selbst seyn.

Weder eine Art der Armuth, die gar oft den Redner ängstiget, der loben soll, wo nichts zu loben ist; noch Dero Erwartung nöthiget mich, das Geschlechtsregister unsers Engau mühsam durchzugehen, und große und zahlreiche Ahnen aufzusuchen, durch deren Adel und Thaten er seine wahre Größe durch ein Erbrecht erhalten. Müßte ich einem herrschenden Wahne anjetzt Gehör geben, der den Unterschied der Menschen aus

der

der Geburt auf das Urtheil von ihrer wahren Größe erstreckt wissen will: so würde ich diesmal den Kunstgriff der meisten Redner anwenden, die das mit Stillschweigen übergehen, was den Glanz ihres Helden nur in etwas verdunkeln könnte. Jedoch der Wahn, in dem sich nur Thoren von hoher Geburt brüsten, mag mich nicht zur Nachfolge reizen, da ich einen Engau in der zufälligen Hoheit, die das oft hier kurzweilige Glück dem Niederträchtigsten gewährt, in einer langen Ahnentafel nicht erblicke. Ich erzähle vielmehr dies zu seinem Ruhme, zu seiner seltenen Ehre, daß er nicht mit grossen Vorfahren pranget: daß seine Eltern niedrigen Standes, aber ihm zugleich Beyspiele der Tugend und Gottesfurcht gewesen sind; welches vielleicht ein höherer Stand, als was gemeines und gar zu bürgerliches, ihnen untersagt hätte. Weder sein Geschlecht, noch das Ansehen um den Staat verdienter Vorfahren, noch auch ein großes ererbtes Vermögen, sollten ihm zu seiner Größe verhelfen. Durch sich nur konnte und sollte er dieselbe erlangen: so wie etwa ein edles Pfropfreiß, wenn es in einen unedlern Baum gepfropfet worden, von sich selbst die Früchte schöner Art, die es träget, hervorbringt,

bringt, und hernach den Baum selbst durch sich verherrlichet.

Schon in der zarten Jugend zeigte sich in ihm das Feuer, das zu würdigen Unternehmungen die Menschen erhitzet, zu großen Absichten hinreißet, und durch den Gebrauch sich nie verzehret, sondern nur noch mehr entflammet, und um sich greift. Seine Lehrer, ihre Weisheit und Tugend gaben solchem täglich, ja stündlich neue Nahrung, und alle sein Eifer war dahin gerichtet, ihnen bald völlig gleich zu werden. Fleiß, Nachdenken, Wißbegierde, ein ihm natürlicher Trieb, andre Mitschüler, zu übertreffen, machten ihn seinen Lehrern kenntbar, und sie urtheilten bey den großen Hoffnungen, die sie sich von ihm machten, wie man etwa von der schönsten Morgenröthe auf die Heiterkeit des folgenden Tages, oder vielmehr auf den zunehmenden, und vollen Glanz der höher steigenden Sonne schlüßet. Schon auf niedern Schulen schätzte ihn ein unvergleichlicher Gesner, der Göttingen auch durch sich selbst verewiget; und unsre hohe Schule sahe in ihm den würdigsten Liebling der grossen und unsterblichen Männer, eines Pertsch, eines Becks, eines Brunquells.

Ver-

Verwundern Sie sich nicht, meine Herren, daß ich so wenig von seinen Schul und akademischen Lehrjahren gesagt, und bereits in deren Erwähnung abbreche. So viel ich rühmliches von seinem ungemeinen Triebe, durch die schönen und höhern Wissenschaften seine Wißbegierde zu sättigen, und sich immer durch sich höher zu schwingen, melden könnte: so anmuthsvoll übereilt mich der schon in höhern Bemühungen beschäftigte Eifer unsers Engau. Kaum sahe ich ihn unter den unverdrossensten und geschicktesten Lehrlingen, und, indem ich ihn noch da bewundern wollte: so hatte er schon den Lehrstuhl bestiegen, wo er in dem Glanze seiner ehmaligen Lehrer aufgetreten und solchen in und durch sich zu vergrößern äußerst beflissen war.

Es giebt schläferige Seelen, welche aus einer Art von Gemächlichkeit oder wohl gar unedlen Trägheit, langsam nach dem vorgesteckten Ziele eilen, und selbst die Vorzüge, die sie erworben, in sich verbergen, oder noch dazu nach und nach verdunkeln. Solche Geister werden selten durch sich groß, sie brauchen Treiber und Aufmunterer, eine Art von Zaghaftigkeit überfällt sie endlich gar, und schreckt sie von großen Unternehmungen ab, da sie niemals in ihrer Größe

sich haben kennen lernen. Dies Gefühl, das muntere Seelen von ihrer Stärke haben, ist weit von aller Einbildung entfernt, und kein Hochmuth mischt sich mit ein, die Weisheit erweckt vielmehr solches, und verknüpft mit ihm eine höhere Verbindlichkeit, der Welt damit zu dienen. Beydes empfand in sich der auf der Bahn der Ehre mit starken Schritten gehende Engau. Eine Art der Höflichkeit, welche aber nie von einer verwerflichen Leidenschaft herrührete, entflammten ihn zu allen seinen Unternehmungen. Ueberlegen, Entschlüßen, Ausführen folgte insgemein hurtig auf einander, und in einem wie in dem andern zeigte sich einerley Feuer: so wie ein Held nicht zaudert, wenn das Glück des Vaterlandes seine schleunige Hülfe heischet; Rathschlagen, Beschlüßen, Thun, sind eins! Ein edler Beruf, den nicht niedre, noch faule Seelen in sich verspüren, flößte ihm den Vorsatz ein, sich dem akademischen Leben zu widmen; er gab ihm Gehör, und unsere Akademie hatte das Glück, ihn bald unter ihren größten und verdientesten Lehrern zu sehen; der in seinen Vorlesungen, in seinen Schriften groß durch sich war.

Es giebt auch wohl unter akademischen Lehrern gelehrte Papagoien, die es dabey bewenden

wenden lassen, daß sie das bloß nachbeten, was ihnen ihre Lehrer vorgebetet haben; und sind auch wohl die selten, die geschwätzigen Staaren ähnlich, durch einen fast poßierlichen Vortrag sich hervor thun? wenn diese ohne eigene Empfindungen von dem Eindruck, den wichtige Wahrheiten in großen Seelen erwecken, Stunden lang plaudern können: so sind jene weder auf die innere noch äußere Schönheit des Vortrags bedacht: und beyder Beyfall rühret von dem blöden Vorurtheile der schwachen Zuhörer her. Ich fodere nicht bloß Sie zu Zeugen auf, die Sie das Glück gehabt haben, zu den Füssen eines der trefflichsten Lehrer, unsers Engau, zu sitzen, ich selbst geselle mich zu Ihnen, als ein Zeuge, wenn ich ihn als Lehrer erheben werde. Durch sich, durch seine edle Ehrbegierde, durch seinen unermüdeten Fleiß, gelangte er zu der höchsten Vollkommenheit desselben. Er dachte selbst in seinen Vorlesungen; er ging immer weiter in den Wissenschaften; er übertraf seine Lehrer; er redete bedächtlich; die Wahrheiten erhielten durch seinen gesetzten Vortrag ein schönres Ansehen; niemals sprach er gleichgültig: eingenommen von der Würde der Wahrheiten rührte er die Zuhörer, so wie er selbst von jenen gerührt

 war;

war; man glaubte in unsrer Muttersprache, die so viele deutsche Gelehrte in ihrem Vortrage schänden, in seinen Vorlesungen beständig den Redner zu hören, ja eben dies reizte die hiesige deutsche Gesellschaft *), ihn ihren würdigsten Mitgliedern, die in den höhern Wissenschaften Deutschland Ehre machen, zuzugesellen. Und in einer so seltenen Größe erhebt sich unser unsterblicher Engau auch in seinen Schriften. Sein Geist voll großer Gesinnungen, hieß ihn nicht bloß für unsere Zeiten, nein, für die Ewigkeit schreiben.

Nunmehr mag es wahrhaftig nicht zweydeutig um den Beyfall aussehen, den er sich in der Republik der Gelehrten erworben. Hatte er wohl nöthig, die kleinen Kunstgriffe nach Beyfall hungriger, und doch an Wissenschaft darbender Gelehrten zu gebrauchen? Sein Hörsaal war immer mit den zahlreichsten und nach gründlicher Wissenschaft begierigen Zuhörer angefüllt. Seine Einsicht, seine Gründlichkeit, sein Eifer im Vor-

*) Um dies zu verstehen, muß der Leser wissen, daß diese Rede zu Jena, und zwar von dem berühmten Herrn Professor Müller, der schon verstorben ist, ist gehalten worden.

Vortrage lockte sie an; und wie viele verliessen nicht auswärtige Akademien, um seine Schüler zu werden? Seine Schriften, die in oft wiederhohlten Auflagen von der Größe ihres Verfassers zeugten, waren nicht nur von dem Lehrling begierigst aufgenommen; Meister in den Rechtswissenschaften, berühmte auswärtige Lehrer, bedienten sich derselben zur Anleitung, nach solcher junge Gelehrte in der Erkenntniß groß zu ziehen. Und wie viel große Gelehrte hat er nicht, in seinen Schülern, den meisten auswärtigen Akademien geschenkt? So verschieden die Aufführung der Menschen ist, um ihre Ehrbegierde zu stillen: so verschieden ist auch das Bezeigen der Ehre, indem sie ihr Verlangen sättiget. Die meisten suchen eine Scheinehre, und indem sie geizig nach Ehrenstellen streben, so wünschen sie solche zu erhalten, um durch sie groß zu werden. Die wenigsten kennen, und suchen die wahre Ehre; und, wenn diese wenige um Aemter sich bewerben, so soll sich ihre eigene Größe in solchen spiegeln, und sie ertheilen durch diese ihnen selbst ein höheres Ansehen. So selten hiervon die Beyspiele, auch im Reiche der Gelehrten sind, so merkwürdig sind sie, wenn uns solche darinn erscheinen. War Engau überall

gleich groß durch sich, wo wir ihn bis jetzt erblickt haben: so mag er uns ein dergleichen grosses Exempel in sich aufstellen. Die höchste Ehre in der Rechtsgelahrheit erwarb er sich, durch die Stärcke, durch den Reichthum seiner brauchbaren Erkenntniß. Sein glücklicher Eifer die Wissenschaften zu verherrlichen, seine Verdienste um den Flor hiesiger Akademie schenkten ihm die Gnade der Durchlauchtigsten Ernährer, und er erhielt nicht nur das Amt eines öffentlichen Lehrers, sondern auch eine höchst ansehnliche Stelle in den hohen Rechtscollegien, die unsere hohe Schule schmücken. Ja eben diese würdigten ihn, aus gleichen Bewegungsgründen, der Ehre ihres Hofraths. Alle diese Ehrenstellen erhielten in seiner Person eine höhere Schätzbarkeit, indem er sie verdiente, und stets durch neue Verdienste glänzender machte: so wie etwa ein Brilliant, wenn er auf dem Haupte eines glorreichen Monarchen funkelt, weit stärker blitzende Strahlen von sich wirft, als wenn er an dem Halse eines unedlen Reichen vom niedrigsten Pöbel schimmert. Und wie mochte der Ruf von so seltenen Vorzügen, durch die sich unser Engau selbsten schwung, in dem Bezirk unsrer hohe Schule nur eingeschlos-

geschlossen bleiben? Hier brauchte es keiner gedungenen gelehrten Herolde. Saline war sein einziges, sein liebstes Augenmerk: und nie hatte er die Gedanken gehabt, auf andern Akademien sein äußerliches Glück zu verbessern. Und dennoch sandte ihm Tübingen, Frankfurth an der Oder, und andre mehr, den stolzen Ruf zu ihren Lehrstühlen, ja wenige Tage vor seiner Krankheit erhielt er den schriftlichen Antrag, als Kanzler und Director, unter königlichen Belohnungen, Halle künftig zu zieren. So öffnen wahre Verdienste immer neue Wege zu höheren Ehren ihren Besitzern, weil sie allein solche zu gehen im Stande sind; und der Tempel der Ehre öffnet sich ihnen, ohne daß sie anklopfen dürfen.

Doch vielleicht ist das die ganze Größe unsers so ruhmvollen Engau! Vielleicht mag er nur in dem Gesichtspunkte eines Gelehrten, und in dem Glanze seiner Ehrenstellen groß erscheinen? Vielleicht sehe ich mich nun erschöpft an Gedanken, die die Schilderung seines Lobes erweitern könnten? Es ist wahr, meine Herren, vielmals muß man den Gelehrten nur in diesen Sphären seiner Hoheit betrachten, bey seinen übrigen Verhältnissen aber die Augen zuthun, wenn man nicht

bey dessen Schande, als Lobredner, erröthen will. Jetzt wünsche ich mir das Glück, den angefangenen Character unseres gepriesenen Engau, vollends auszeichnen und vollführen zu dürfen! Doch Zeit und Umstände müßten mir hierzu so günstig seyn, als die Größe seiner übrigen Eigenschaften mir solches verstatten dürfte. Ich will Ihnen daher nur erzählen, was ich zum Preise der Tugend, zur Verewigung der Weisheit, sonst würdig ausführen könnte.

Daß es so viele Freunde, so viele Patrioten zu unsern Zeiten giebt, ist bloß dem vor diesen unbekannten und wahrhaftig beklagungswürdigen Schicksale zuzuschreiben, daß beyde in einer falschen Größe sich brüsten, daß beyde nicht mehr durch sich, sondern durch die Einbildung andrer, und durch ein Täuschen des äußerlichen Nichts, zum Ansehen des Freundes, zur Würde des Patriots erhoben werden. Solche Freunde, solche Patrioten richten sich nach der Mode; ja sie gehören selbst zur Mode. Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Uneigennützigkeit, Treue, Beständigkeit, das Gefühl der reinesten Menschenliebe, Großmuth, Eifer, die Bereitwilligkeit, sich dem gemeinen Besten aufzuopfern, ein edler Eigensinn in nichts zu willigen, was dem gemeinen Wesen zum Nach-

theile

theile gereichet, Unerschrockenheit und Herzhaftigkeit rühmliche Verfahren auszuführen: diese muß man in unsern Tagen bey einem Freunde, bey einem Patrioten mehr wünschen, als von ihm fordern. Nur ein grosses Herz, das Tugend und Weisheit gebildet, mag solche Vorzüge dem Freunde, dem Patrioten gewähren; und so nur wird jeder groß durch sich.

Gehen Sie zurück, patriotisch gesinnte Freunde, in die ruhmvollen Lebenstage eines Engau. Hören Sie ihn in seinen Rathschlägen, die das gemeine Wohl betreffen. Herzhaft, unerschrocken, lebhaft, eifervoll, frey vom Eigennutz redet hier der Patriot. Verfolgen Sie ihn in die Gesellschaft seiner Freunde! Eine kluge Eingezogenheit, die Sprache des Herzens, die nicht schmeichelt, noch fälschlich liebkoset, die auf wenig Herzensfreunde eingeschränkte Wahl, ein Umgang frey vom Kaltsinn, doch auch ohne Verstellung, unterscheiden den Freund. Begleiten sie ihn wieder zurück in sein Kabinet, belauschen sie ihn in seiner stillen Einsamkeit, in seinem weisen Umgange mit sich selbst, in seinen eigenen Beschäftigungen, in seinen angenehmen, in seinen widrigen Schicksalen, in seinem Vergnügen, in seinem Kummer!

Doch wie wird mir! wo werde ich wider Vermuthen hingerissen? Die Einbildungskraft ist beschäftigt mit ihm, unsern Engau auch in seiner Stille groß zu zeigen; und unvermerkt stellt sie mich vor sein Krankenlager, ja was noch mehr, vor sein Sterbebette! Ich höre ihn die Welt aufgeben; ich sehe ihn die Ewigkeit überdenken; der Christ zeigt sich in aller seiner Größe, geduldig, gelassen, voll großer Hoffnungen, voll himmlischer Gedanken; der Geist schwingt sich selbst zum Himmel; der Körper wird schwächer; die Augen brechen; er stirbt!

Wenn auch die Wehmuth mir jetzt nicht geböthe abzubrechen; wenn der Schmerz über den Verlust eines Thränenwürdigen Engau mir nicht ein Stillschweigen itzt auflegte: so würde ich doch nicht im Stande seyn, das letzte Denkmaal seiner Größe nach Würden abzubilden. Die Größe, die ein Christ durch sich erhält, und die auch Engau im Tode gezeiget, ist an sich unaussprechlich, ist göttlich!

Doch wie schwer wird es mir, mich von ihm zu entfernen. Nichts als traurige Gedanken bleiben zurück in meiner Seele. Sieben und vierzig Jahre nur sollte ein Engau leben? Welch ein Verhältniß so weniger

Lebens-

Lebensjahre gegen die Größe seiner Verdienste! O möchte er doch auch so groß an Alter geworden seyn: als er überall, als ein lernender Jüngling, als ein Lehrer, auf dem Katheder, in Schriften, in seinen Ehrenstellen, als Freund, als Patriot, auch im Tode, durch sich groß gewesen!

Jetzt möchte ich die Größe, die auch Engau in widrigen Schicksalen erblicken ließ, mir zu meiner Beruhigung wünschen! Wohl an! die auch den herbesten Kummer stillende Weisheit, die in dem schmerzlichsten Verluste befriedigende Tugend, sollen mich anjetzt stark machen, daß ich mich noch einer Obliegenheit entledige, die Sie selbst mir zu solcher gemacht haben. Weisheit und Tugend rechnen es sich als einen holden Dienst an, den Sie, Hochgeehrte Herren, durch ihre ehrenvolle Gegenwart ihrem geliebtesten Engau geleistet haben. Beyde segnen Sie dafür, als ihre Lieblinge, als ihre Verehrer, als ihre Beförderer; und versprechen diesen ihnen gefälligen Dienst auch ehrenvoll an Ihnen zu erwiedern. Doch zu einer angenehmen Pflicht sollen wir uns noch gegen beyde verbinden, und ich darf nicht eher diese Stelle verlassen, als bis ich Ihnen

solche

solche entdeckt habe. Sie, die Weisheit und die Tugend, wollen das Andencken ihres großen Engau verewiget wissen! Nicht in dem Gedächtnisse des Pöbels, der Weisheit und Tugend verkennet, soll er leben! Sie, beglückte Freunde, Sie sind dazu ausersehen, seinen Namen, seirwn Nachruhm zu verewigen. Welch eine Ehre!

Des

Des berühmten Paters Poree Rede von den Schauspielen, ob sie eine Schule guter Sitten sind, oder seyn können?*)

M. H.

Die Schaubühne, dieser sinnreiche Spiegel, welcher zu dem Ende erfunden worden, daß man die Menschen vor den Augen der Menschen darstelle, ist nicht weniger eine Ursache des Streites, als eine Reizung der Neubegierde gewesen. Und wie hätten

*) Diese Rede ist in Frankreich mit besondern Beyfalle aufgenommen worden. Sie wurde von dem Verfasser in lateinischer Sprache gehalten, und der bekannte P. Brümois hielte sie vor würdig, sie in seine Muttersprache zu übersetzen, um sie seinen Landsleuten desto bekannter zu machen. Der nicht lange zu Leipzig verstorbene Herr Pr. May hat solche vor vielen Jahren besonders herausgegeben, und es muß unsern Lesern nicht unangenehm seyn, sie hier zu finden.

hätten sie nicht eine beständige Quelle der Uneinigkeit seyn sollen? Seit dem die dramatischen Musen angefangen haben, die unglückseligen Zufälle und Thorheiten der Menschen ans Licht zu bringen, haben sich jederzeit nicht nur viele Liebhaber gefunden, welche sie erhoben, sondern auch eine große Menge Tadler, welche sich ihnen widersetzt haben. Athen verwendete anfangs unbeschreibliche Summen auf die prächtige Auszierung und Vergrößerung ihrer Schaubühnen, und hernach brauchte man doch in den Befehlen die größte Strafe, die Spöttereyen und die Bosheit der Schaubühne zu unterdrücken. Rom, eine beständige Nachahmerinn der Stadt Athen, führte wie sie, so gar auf das Verlangen des Sittenrichters, prächtige Schaubühnen auf: hernach verjagt und beraubt sie dieselben, auf Antrieb des Bürgermeisters und Gutbefinden des Raths, mit Schimpf und Schande, so gar, daß man die kostbaren Auszierungen, womit sie dieselbe vorhergeschmückt hatte, zum öffentlichen Verkauf ausstellet.

Auch Frankreich hat, nachdem es der attischen Schaubühne gleich gekommen ist, und die Römische übertroffen hat, sich hierüber in seinen Meynungen so sehr getheilet,

daß es sehr oft selber deswegen eine Schaubühne gelehrter Kriege geworden ist. Das vergangene Jahrhundert zeigte uns einen der heftigsten von dieser Art zwischen den sinnreichsten und gelehrtesten Männern. Mit was vor Feuer, mit was vor Hitze ist bekannt. Einige, als heftige Verehrer der Schaubühnen, bestärkten ihre Meynung mit vielen Gründen, mit unzähligen Exempeln, ja so gar mit dem Ansehen vieler ehrwürdiger Männer. Die andern, als offenbare Feinde der Schauspiele, griffen sie mit solchen Waffen an, vor welchen man die größte Ehrerbietung haben mußte. Die Zeugnisse der Väter, die Aussprüche der Kirchenversammlungen, die scharfen Urtheile der Kirchen selbst, alles mußte dazu angewendet werden. Diese heiligen Pfeile wurden mit Gewalt von den geschicktesten Händen geworfen. Doch der gegenseitige Theil entgieng den meisten davon, durch eine leichte Ablenkung, mit welcher sie dieselbe auf die Freyheit und Abgötterey der alten Schauspiele zurück fallen liessen.

Der Streit erneuerte sich. Man antwortete darauf, und erklärte sich ganz deutlich, daß fast der ganze Schimpf, mit welchem man die alte Schaubühne überhaupt

belegt hatte, sich über jede Fehler der neuern ins besondere erstreckte. In Gesellschaften, wo man weniger als in Schriften gebunden ist, redete man davon mit der größesten Lebhaftigkeit; und so gar die Freyheit, welche in einem vertrauten Umgange herrschet, machte den Streit wichtiger und heftiger. Was erfolgte hierauf? Was auf einen ungewissen Streit zu folgen pflegt. Auf beyden Seiten schreibt man sich den Sieg zu, es geschehe nun mit Recht oder Unrecht. Zum wenigsten bleibt es ungewiß, wem die Lorbeern zugehören. Einige, ob sie gleich überall geschlagen, und voller Wunden, dennoch aber von der Wahlstatt Herr geblieben waren, gestunden, außer etlichen wenigen, gleichwohl nicht, daß sie überwunden wären. Die andern, ob sie gleich vermöge ihrer Waffen, deren sie sich bedienet, gewonnen hatten, dennoch aber die Gegenwehre der weltlichen Hochachtung nicht überwältigen konnten, unterstunden sich kaum, sich ihres Sieges zu rühmen. Endlich trugen diejenigen, welche die gerechteste Sache hatten, den Sieg doch nicht davon, sondern sahen, daß der Gegentheil in dem Besitz seiner Rechte blieb, und so gar durch seine Niederlage triumphirte. Es ist wahr, die Eiferer hörten nicht auf,

über die Versammlung bey den Schauspielen zu donnern, und ihre Heftigkeit ist nicht vergebens; allein die Schaubühne bleibt unterdessen doch, und ihre Vertheidiger fahren fort, sie mit einem festen Walle zu umgeben.

Auf welche Seite soll ich nun bey einem so hartnäckigen Kampfe widerstreitender Meynungen treten? Ich werde ein Friedensstifter seyn. Dürfte es Ihnen wohl misfallen, wenn ich meines Erachtens ein gutes Mittel ausfündig machen sollte, die Liebhaber der Wahrheit unvermerkt wieder zusammen zubringen? Es soll deswegen hierinnen auf zweyerley hauptsächlich ankommen. Ich frage: Ob die Schaubühne eine Schule zu guten Sitten seyn kann? Und ich antworte schlechtweg darauf: Ihrer Natur nach kann sie es seyn! durch unser Verschulden ist sie es nicht. Ich werde gleich anfangs untersuchen, was vor eine Schule die Schaubühne vorstellen kann, und hernach was für eine sie wirklich vorstellet. Ich werde diese Sache nicht als ein Gottesgelehrter abhandlen; das will ich hier nicht seyn; auch nicht als ein Sittenrichter; ich habe weder Recht noch Ansehen dazu: auch nicht als ein Weltweiser; denn die philosophischen

Tiefsinnigkeiten schicken sich nicht wohl zu einer Rede von der Schaubühne. Ich werde durchaus reden als ein Mann, welcher die Wahrheit sucht, wozu ich eine besondere Neigung habe: als ein Bürger, weil man es allezeit seyn soll, und als ein Christ, weil man die Pflicht desselben niemals vergessen darf. Sie, meine Herren, sollen nach ihrer Billigkeit und Klugheit die Gründe von beyden Seiten erwägen, und hernach ihr Urtheil darüber aussprechen.

Sie haben unter andern Richtern zweene wichtige Schiedsmänner vor sich, die mehr durch ihre persönliche Verdienste, als ihren Purpur, in großem Ansehen stehen. Der eine ist ein billiger Liebhaber aller Arten der Poesie, ja ein vortrefflicher Dichter selbst; ein Ueberwinder der Epicurischen Gottlosigkeit des Lucretius. Man bewundert ihn in allen Akademien, wovon er ein Mitglied ist: er ist fruchtbar an akademischen Reichthümern: berühmt in seinen Handlungen auf der Schaubühne von Europa: nicht nur ein ruhiger Zuschauer, sondern wegen der Vortrefflichkeit seiner Gestalt und Manieren, wegen seines hohen Geistes, wegen der Geschicklichkeit seines Verstandes, wegen der Anmuth seiner Beredsamkeit, würdig, daß

er selbst den Völkern, den Königen, den höchsten Bischöffen ein Schauspiel und Ursache der Verwunderung und Liebe sey.

Der andere, welcher nicht begierig ist zu sehen, und sich zu zeigen, sondern sich mehr angelegen seyn lässet, allen Schein zu fliehen, als sich sehen zu lassen, fället um desto mehr in die Augen, je weniger er es zu thun suchet. Seine Gelehrsamkeit verräth seine Bescheidenheit. Er macht die listigen Anschläge der Kirchenfeinde, nicht durch List, sondern durch seine Tapferkeit zu Schanden. Er ist ein Richter, welchen man in Sachen, die den Glauben, und die Sitten betreffen, um desto eher annehmen muß, je mehr er es wegen seiner ungezwungenen Sitten, und der Aufrichtigkeit seines Herzens verdienet. Wer kann sich dem Ausspruche solcher Richter widersetzen? Ich meines Orts erkläre hiermit, daß ich mich zum voraus dem allen völlig unterworfen, was sie beyde von der Sache, welche ich jetzt abzuhandeln gesonnen bin, gütigst urtheilen werden.

Erster Theil.

Was ist denn aber eine gute Sittenschule? Wo ich mich nicht irre, so ist es die-

jenige, deren Lehren und Exempel sich zur Einrichtung der Sitten wohl schicken. Denn woher kommt es, M. H, daß man die Philosophie und Historie in die Zahl der vortrefflichsten Schulen setzet, wenn es nicht deswegen geschiehet, weil jene gute Lehren, und diese gute Exempel an die Hand giebt? Wenn man demnach auf diese zwey Stücke sehen will: so ist es klar daß die Schaubühne eine Schule guter Sitten werden kann: und ich getraue mir zu behaupten, jedoch mit aller Bescheidenheit, und weder die Philosophie noch Historie dadurch zu beleidigen, daß es die Schaubühne der Historie und Philosophie in dieser zwiefachen Absicht zuvorthun kann.

Die Philosophie, vornehmlich die alte, hat ohne Zweifel einen großen Reichthum an guten Sittenlehren. Da sie den Menschen würklich auf dreyerley Weise betrachtet, das heißt, wie er einsam und vor sich, oder wie er mitten in seinem Hause beschäftiget, oder in die bürgerlichen Verrichtungen eingeflochten ist: so bemühet sie sich auch, ihm in diesem dreyfachen Stande Regeln seiner Aufführung zu geben; und sie eröffnet hierinnen gewiß vor die Sittenlehre ein weites Feld.

Aber

Aber wie? Erstreckt sich der Raum, welchen die Schaubühne zum Unterrichte aussetzet, nicht eben so weit? Ist wohl ein Stand, vor dessen Unterricht das Trauer- oder Lustspiel nicht sorgen sollte, oder sich zum wenigsten nicht sollte versprechen können, daß es mit einem erwünschten Erfolge gute Lehren geben werde? Sie sieht auf vornehme, mittlere, und geringe Leute. Die Schaubühne gehöret vor alle Stände.

Durchläuft denn nicht aus eben dieser Absicht die theatralische Muse mit einem neugierigen Auge die Häuser, die Felder, die öffentlichen Plätze, die Gerichtsstuben, den Hof, die Palläste der Könige? Bringet sie nicht daraus ohne Unterschied Künstler, Soldaten, Kaufleute, Richter, Hofleute, Potentaten, und Monarchen hervor, damit sie dieselben vor das fürchterliche Gerichte der Zuschauer fordere? Ist wohl eine allgemeine oder besondere, bürgerliche oder häusliche Pflicht, welche sie sich nicht unternehmen sollte, zu lehren? Zeiget sie nicht, was die Eltern gegen ihre Kinder, die Kinder gegen ihre Eltern, die Knechte gegen ihre Herren, die Patronen gegen ihre Clienten, die Clienten gegen ihre Patronen, die Bürger gegen

ihre Obrigkeit, und die Obrigkeit gegen ihre Bürger zu beobachten schuldig sind?

Ist wohl eine Tugend, welcher sie nicht auf eine geschickte Art allerhand Anweisung geben sollte? Etwan die Geduld in Widerwärtigkeit? Die Mäßigung im Glücke? Die Beständigkeit im Worthalten? Die Treue gegen die Freunde? Die Liebe gegen die Feinde? Das Mitleiden mit Unglückseligen? Die Billigkeit gegen das ganze menschliche Geschlecht? O was sagt sie uns nicht vor Gutes von allen diesen Tugenden!

Ist auch ein einziges Laster, wider welches sie uns nicht zu verwahren, oder von welchem sie uns nicht zu befreyen sucht? Die schändliche Niederträchtigkeit des Geizes, die unbesonnene Lüderlichkeit der Verschwendung, die hämtückischen Streiche der übeln Nachrede, die verführerischen Netze der Schmeicheley, die verdammten Kunststücke der Verstellung, die größte Unverschämtheit der närrischen Eitelkeit, alles wird bestrafet, nichts wird geschonet.

Ist wohl endlich ein Fehler in den Sitten, den Sie nicht verbessern sollte? Sie mahlt

ihn in den lebhaftesten Farben ab; die Grobheit im Umgange mit Leuten, die gezwungene Rede in der Sprache, die bäuerischen Manieren, den närrischen Eigensinn in der Kleidung, den Uebelstand, die Unhöflichkeit, alle wunderliche Aufführung, den übeln Geschmack zu aller Zeit, und in jedem Stande, was man zu viel oder zu wenig thut; das sind alles Dinge, worüber sie ihre Anmerkungen und Verbesserungen anstellt: Dinge, um welche sich die Philosophie mit ihren Anmerkungen und Verbesserungen keine Mühe geben will. Die philosophische Sittenlehre läßt es auch nur bey den groben Fehlern, oder was denselben sehr nahe kommt, bewenden. Die Schaubühne gehet hierinne viel weiter. Sie brauchet ihre Pinsel bey allem, was tugendhaft ist. Sie sorget nicht nur davor, daß ein Mensch nicht boshaft sey, ohne bestraft zu werden; sie kann es sogar nicht erdulden, daß er ohne bestraft lächerlich sey.

Wie viel Gelegenheit findet sich doch zum theatralischen Unterrichte! Allein, woraus schöpft denn die Schaubühne ihre Lehren? Aus drey Quellen. Die erste findet sie in den menschlichen Thorheiten. Diese ist

ohne Zweifel die reichste. Sie verwundern sich, M. H. daß man aus einer so giftigen Quelle etwas heilsames schöpfen kann? Sie dürfen es nicht thun. Man macht aus den giftigsten Säften den besten Gegengift. Der Poet kann auf gleiche Weise aus der Thorheit der Menschen ein beißendes aber nützliches Salz ziehen. Es ist kein kräftiger Mittel, das Lächerliche zu bessern, als das Lächerliche selbst. Ein kluger Poet wird sich aber nicht allezeit bey dieser Quelle allein aufhalten: er wird auch aus dem reinen Wasser der menschlichen Weisheit schöpfen. Er wird seinen Durst eben so gern hieraus, als aus dem Brunnen des Parnasses stillen. Wo könnte er auch wohl was besseres finden, das Feuer der Begierden zu löschen, und die Fehler und Flecken des menschlichen Herzens abzuwaschen?

Das kräftigste würde er wohl ohne Zweifel in den anbetungswürdigen Quellen der göttlichen Weisheit finden. Und warum sollte sie nicht ein dramatischer Poet auch zuweilen da herholen, ohne es zu entweihen? Er muß sich nur mit einem ehrerbietigen und wohlbedächtigen Schritte dazu nahen. Man

thut auch unter die köstlichsten Arzneyen Gold; allein selten, und wenig. So soll es auch ein christlicher Poet machen. Er soll die Ehrerbietung mit Behutsamkeit verknüpfen; wofern ihn nicht eben die Ehrerbietung selbst, in Ansehung der Größe des Uebels, welches er heilen will, oder der Heiligkeit der Sache, die er vorgenommen hat, dahin treibet, daß er eben nicht so viel Behutsamkeit und Vorsicht brauchet. Kommt es darauf an, daß er den Leuten Lust zur wahren Gottesfurcht, oder einen Abscheu vor der Gottlosigkeit beybringen soll: da stehe er ja nicht weiter an. Er schütte dieses heilige Wasser mit Ueberfluß aus, und erfülle damit, wenn es möglich ist, alle Herzen.

Hier sehen Sie, M. H. die Sachen und die Quellen der guten Lehren, welche die Schaubühne geben kann. Was fehlt noch mehr dazu? Nichts weiter als eine wohlanständige Art des Unterrichts vor sie ausfündig zu machen. Wie aber, muß man diese so weit suchen? Sie biethet sich von selbst an. Sie sieht der philosophischen Lehrart freylich nicht ähnlich, sie ist ganz und gar davon unterschieden: allein eben dieser Unterschied macht, daß sie nicht weniger kräftig

ist, die Sitten einzurichten, und sich auch nichtsweniger vor diejenigen schickt, welche sie zu unterrichten und zu verbessern sucht.

Ist das nicht ein Schimpf vor die Philosophie, und die Philosophen! wird ein strenger Sittenlehrer alsbald ausrufen. Was soll die unanständige Vergleichung zwischen einer blöß zum Spielwerk abgezielten Kunst, und einer so ernsthaften, so ansehnlichen Lehrart? Erweise mir nur den Gefallen, höre mich, du weiser Mann! du magst seyn, wer du willst, und mäßige auf einen Augenblick deinen Eifer. Ich habe so viel Ehrerbietung als du, vor den Fleiß, die Person, und Lehrart eines jeden guten Philosophen. Du bist einer: allein ich bitte dich, habe nun auch auf deiner Seite ein wenig Gewogenheit vor eine Kunst, welche du nur vor ein Spielwerk ansiehest. Vielleicht wirst du, nach einiger Ueberlegung, zwischen dieser Kunst und der deinigen eben keinen so großen Unterschied finden, als du es wohl gedacht hast. Vergleiche sie nur selbst mit einander, oder verstatte mir es nur, daß ich mich unterstehen darf, sie hier vor aller Welt gegen einander zu halten.

Du trägst die Sittenlehre als Sittenlehre vor, und machst öffentlich dein Werk daraus; ich wünsche dir Glück dazu. Die Kunst und das Werk sind löblich. Sollte sich aber ein dramatischer Scribent, der uns unterrichtet, ohne ein großes Ansehen damit zu machen, der nicht mit dem leeren Namen und Unterrichte prahlt, nicht eben sowohl nach unsrer Schwäche richten? Wenn wir an der Seele krank sind, so sind wir wie die Kinder. Man reicht uns hastig einen bittern Trank dar; wir setzen uns darwider. Will man, daß wir es nehmen sollen, so muß man uns nichts davon sagen, auch nicht einmal den Namen. Du machst es wirklich mit deinen Lehren wie die Soldaten. Du setzest Beweis auf Beweis. Du belagerst recht die Vernunft, wie sonst einen Platz. Da bekömmt man kein Quartier, man muß sich ergeben. Ich kann das nicht mißbilligen. Du streitest vor die Wahrheit und Tugend; diesen soll man sich ergeben, es geschehe nun gern, oder mit Gewalt. Aber was meynst du wohl? Sollte ein dramatischer Poet deswegen nicht eben so viel Verstand haben, weil er uns nicht auf eine ordentliche Art belagert, weil er uns die Liebe zur Tugend und Wahrheit auf eine gelindere Weise ohne

Zwang beybringet? Du solltest es doch wohl wissen, daß wir unsere Freyheit lieb haben. Wir wollen uns lieber mit Güte als mit Gewalt ergeben. Du fährest uns mit einem zornigen und finstern Gesichte an, wenn wir unsern Leidenschaften so viel nachsehen. Es ist ganz recht; man kann sich nicht entschuldigen. Aber glaubst du wohl, daß ein tragischer Poet deswegen nicht eben so geschickt seyn sollte; weil er die Schwierigkeiten dieser Besserung merkt; weil er Mitleiden mit uns hat; weil er mit uns als mit Menschen umgeht? Wir sind es ja in der That: wir verlangen solche Aerzte, welche es wissen und fühlen, daß sie mit Menschen zu thun haben. Deine Galle entzündet und ergießt sich mit Bitterkeit über unsere Thorheit. Ich wundere mich gar nicht darüber. Was würde sie dich nicht für Gedult kosten! Sollte aber der komische Poet deswegen nicht eben so witzig seyn, weil er uns im Scherze tadelt, und mit Lachen und Spielen verbessert? Wir sind fast alle so beschaffen. Wir lachen über den Zorn, und fürchten uns vor der Spötterey. Deine Abhandlungen von unsern Pflichten sind zwar ein wenig weitläuftig, aber sehr vernünftig. Ich hätte in der That Unrecht, wenn ich sie verachten wollte.

Du

Du hast eine Lehrart angenommen, nach welcher du Sätze, Beweise, Einwürfe und Beantwortungen nach der Ordnung hinsetzen mußt. Das ist auch das beste Mittel, kein Plauderer zu werden. Sollte aber der Poet deswegen nicht eben so viel Ansehen auf der Schaubühne haben, weil er sinnreich und kurz, ja zuweilen in einem einzigen Verse ein hoher Philosoph seyn kann? Was verlanget denn ihr? Wir lieben die Kürze. Wer sichs anmaßen will, uns zu unterrichten, muß mit wenig Worten viel sagen. Du philosophirest mit vieler Scharfsinnigkeit über die menschlichen Leidenschaften: allein, wo ich es sagen darf, zuweilen etwas trocken. Sollte man deswegen nicht mit dir unzufrieden seyn? Ganz wohl. Es kömmt dir zu, deine Gedanken stückweise zu erklären, einzutheilen, auszuwickeln: bewegen sollst du nicht. Kannst du aber deswegen wohl glauben, daß der Poet, von welchem ich rede, darinnen wenigere Anmuth habe, weil er das Klagen und den Zorn, das Schrecken und Mitleiden dabey zu Hülfe nimmt? Wir sind aus Seel und Leib zusammen gesetzt: wir müssen bewegt werden, und wir werden nicht genug erleuchtet, wenn man sich nicht auch Mühe giebt, uns zu bewegen. Zuletzt hältst du

dich

dich gar zu sehr an die Regeln. Du entfernst dich zu weit von den Exempeln. Sollte ich diese deine Art verwerfen? Im geringsten nicht. Das ist das Gesetz, welches du dir selber vorgeschrieben hast. Ich unterstehe mich aber, dich hier aufrichtig zu fragen: hat nicht unser Poet hierinn augenscheinlich einen Vortheil vor dir, da er die Exempel mit den Regeln verbindet? Worinnen geht er denn von diesen ab? Denn gewisser maßen wird er ein Historicus, wie du hingegen auch gesehen hast, daß er ein Philosoph ist, und durch eine glückliche Vereinigung dieser beyden unterschiedenen Schulen, macht er die dritte daraus, welche noch weit kräftiger ist, den Menschen auf diese zweyfache Art anzugreifen, ich will sagen, ihn zu erleuchten und zu rühren. Sie wissen, meine Herren, was Seneca sagt: der Weg durch Regeln ist lang und beschwerlich, die Bahn durch Exempel ist kurz und sicher. Lesen wir, was ein anderer gethan hat, der ein Mensch ist, wie wir sind, so halten wir es alsbald vor möglich. Ein heftiger Trieb bewegt uns, ein gleiches, wenn es möglich ist, in eben den Umständen nachzuthun. Die Historie, sagt Cicero, wird die Lehrerinn des menschlichen Lebens genennet; weil die Stimme

 me

me der Exempel, deren sie sich in Ermangelung der Regeln bedienet, beredt genug ist, die Menschen zu unterrichten, und gewiß genug, sie zu führen. Sollten sie wohl zweifeln, meine Herren, daß die Schaubühne der Historie diesen Vortheil streitig machen könnte? Wenn sie daran zweifeln sollten, so wollte ich sie ersuchen, mir gütigst zu sagen, welche Handlung jene beschreiben könnte, so diese nicht ebenfalls vorzustellen vermöchte? Haben sie Belieben an großen und herrlichen Begebenheiten, deren Pracht und Herrlichkeit unsere Sinnen heftig einnehmen? Sie werden mir zugeben müssen, wo man dergleichen finden wolle, es nöthig sey, sie auszulesen. Wählet denn die Historie dieselbe allezeit? Es kommt da aufs Glück an, nicht auf die Wahl. Das verschafft ihr die Materie dazu. Allein die Muse, welche der Schaubühne vorstehet, ist so zärtlich, daß sie nichts als berühmte und seltene Thaten erdulden kann; weil sie das Recht hat, nichts anders dahin zu lassen, als was auserlesen, und mit Klugheit erwählet worden ist. Verlangen sie wichtige Begebenheiten und die vermögend sind, einen großen Eindruck zu machen, ja, so zu reden, bis in den Mittelpunkt der Seele zu dringen? Die Historie wird davon nicht

ent-

entblößet seyn? Sie wird aber große und geringe Dinge unter einander mengen. Auch was nichts zu sagen hat, nützt ihr etwas. Sie ist an eine gar zu sorgfältige Richtigkeit gebunden, und fürchtet sich, nur etwas auszulassen; weil man es für eine Nachlässigkeit halten würde. Melpomene wird hingegen nichts vorbringen, was sie nicht wohl erwogen und es so gefunden hat, wie sie fordern. Sie wird mit Fleiß suchen, die Kleinigkeiten wegzulassen. Die Nachlässigkeit ist hier eine Wirkung ihrer Kunst. Sie fordern Exempel von guten Sitten; solche Begebenheiten, wo entweder die Tugend triumphirt, oder das Laster zu schanden wird. Man soll auch in der That die Leute zu jener bringen, und sie von diesem abhalten. Das wird man in der Historie allezeit vergebens wünschen. In allem Unglücke zwingt man sie oft, dieselbe ganz falsch abzumahlen. Ihr unglückseligen Tugenden, und allzuglückseligen Laster! Man lieset in den Jahrbüchern aller Völker nur gar zu viel von euch. Die guten Sitten wollten wohl gerne, daß dieses nicht seyn könnte. Aber die historische Aufrichtigkeit fordert es, daß es so seyn soll. Die dramatische Muse ist freyer, ohne dabey untreu zu werden, und dadurch wird sie eben

desto nützlicher. Wenn sie die Tugend durch vieles Unglück auf eine harte Probe setzt, so wird sie dieselbe allezeit am Ende krönen. Wenn sie der Wuth des Lasters einen freyen Lauf läßt; so wird sie ihm doch ein unvermuthetes und trauriges Ende vorbehalten. Die guten Sitten werden damit zufrieden seyn, und die Freyheit der Schaubühne wird sich ihres Rechts bedient haben. Sie wünschen solche Exempel zu sehen, die nicht nur vortrefflich sind, sondern auch auf eine besondere Art vorgetragen und ans Licht gestellt werden möchten. Sie verlangen, daß sie sich sollen sehen lassen und daß sie auch rühren sollen. Darinnen triumphirt eben Melpomene am meisten. Die Historie siehet sich genöthiget, ihr hierinnen den Sieg zu lassen. Denn, meine Herren, wenn gewisse Exempel, die nur in der dunkeln Einsamkeit gelesen werden, doch helle genug zu seyn scheinen, ob sie gleich den Augen des Verstandes unter keiner andern Farbe, keiner andern Zubereitung, keiner andern Auszierung als den stummen Ausdrückungen, worein sie eingekleidet sind, vorgestellet werden; wie vielmehr werden sie nicht in die Augen fallen, wenn sie der begierige Sinn in dem hellen Lichte der Schaubühne wirklich finden,

sie von den spielenden Personen wirklich vorgestellet, mit aller ihrer Herrlichkeit bekleidet, in allen ihren Zügen abgebildet, durch den Anputz, der ihnen zugehöret, unterschieden, und mitten auf der prächtigen Schaubühne in lebendigen Personen erblicken wird. Wenn die Exempel, welche nur an die todten Buchstaben gebunden, und leblosen Dingen aufzuheben anvertrauet sind, dennoch eine Art des Lebens, ein Ueberbleibsel ihrer ersten Hitze haben: wie groß wird nicht ihre Stärke und ihr Leben seyn, wenn sie in der Aufführung wieder erwachen, wenn sie durch das Feuer der Bewegung werden belebt werden, wenn sie selbst durch die heftigste Empfindung, mit allen Reizungen der Stimme, mit der ganzen Beredsamkeit des Leibes, Herz, Ohr und Augen einnehmen werden. Das ist die unschuldige Bezauberung, welcher man sich auf der Schaubühne bedienet. Durch sie lebet und reget sich alles wieder, so, daß man glauben sollte, die Nachahmung komme der Sache selbst weit zuvor. Welcher Zuschauer sollte wohl nicht glauben, daß durch eine unvermuthete Entzückung die vorigen Zeiten wieder zurück kämen, die entlegensten Oerter sich zusammen zögen, und, daß er durch diese zwiefache Annehmlichkeit

in

in die Gegenden und Zeiten versetzt werde, wo die auf der Schaubühne vorgestellte Handlung in der Welt wirklich gespielt worden ist? Was sage ich? Sie geschieht noch wirklich vor seinen Augen. Die allzulangsame Einbildungskraft eines Lesers stellet sich da nicht mehr in der Stille des Büchersaals, noch in der Dunkelheit eines Zimmers, die durch ihre Liebe für das Vaterland, für die Väter und Mütter, für die Kinder und Weiber, für die Freunde und Brüder verewigter Helden, auf eine schläferige Weise vor. Vor ihren Augen steigen sie aus einer unendlichen Kluft, durch welche sie von ihnen geschieden waren, hervor. Sie kommen aus dem Schooße der Grüfte heraus, und sehen wiederum das Licht, ohne dasselbe zu genießen. Der Streit, worinn man andere durch Tapferkeit und Gerechtigkeit das Herze gerührt hat, als man sich vor das Vaterland, und alles, was man am liebsten hat, aufgeopfert hat, alles kommt wieder zum Vorschein, und erneuet sich in ihrer Gegenwart. Ihrentwegen wiederholet Orestes und Pylades ihren zärtlichen Streit, und suchen einer dem andern den Preiß abzugewinnen; indem sie aus Liebe zum Bruder oder Freunde ihr Leben hingeben. Man lieset ihnen nicht mehr die

bloßen Nachrichten von den Märtyrern allerley Alters und Geschlechts vor. Man wird nunmehr selbst ein Zuschauer und Zeuge des Streits und Sieges der heiligen Kämpfer. Sie sehen es selbst, die Tyrannen drohen, und sie drohen vergebens. Der Vater, die Mutter, ein liebes Weib, weinen, sie fallen dem Held zu Fuße. Die Thränen fließen umsonst: alles Bitten ist verlohren. Man bietet ihnen allerhand Ergötzlichkeiten, Reichthümer, große Ehrenstellen an: eine christliche Verabscheuung, eine edle Verachtung, eine mehr, als menschliche Großmuth tritt dieselben unter die Füße. Man hält ihnen die grausamste Quaal, den fürchterlichsten Tod mit allen seinen Schreckbildern vor; ein unerschrockner Anblick trotzet sie. Die Richter donnern gegen sie. Das unglückselige Urtheil ist gesprochen: man küsset noch den Richtplatz, und man dankt ihm deswegen. Ihr bedenkt euch zu viel, ihr Henker! ihr verziehet zu lange: man eilet euren Streichen entgegen. Nicht nur die geistliche und weltliche Historie, meine Herren, mahlet ihnen das erschreckliche Schicksal der Gottlosen, der Vatermörder, der Blutschänder, der Verächter und anderer Uebelthäter ab. Sehen sie nur, sehen sie nur auf diese berühmten Verbrecher.

brecher. Hier sind sie eben so, wie sie sich vor dem gezeigt haben, ja ich will sagen, weit kenntlicher, als sie nicht seyn sollten. Die feurigen Merkmaale der Wuth, das Erblassen und Zähnknirschen der Verzweifelung, welche sie mit so vieler Kunst verbargen, offenbaren sich vor ihrem Angesichte. Sie mögen durch sich selbst oder durch andere rechtmäßiger Weise bestraft worden seyn, so zeigen sie sich jetzo doch öffentlich, wie sie entweder des Gebrauchs der Augen beraubet, oder mit dem Radschwerdt durchstochen und durch die brennenden Fackeln der Furien, ich will sagen, die unerträglichen Gewissensbisse gemartert werden. Das eine ist das Bild des andern. Wo könnte man wohl etwas erschrecklicheres finden, das Laster verhaßt zu machen, oder auch eine auf menschliche Weise kräftigere Anreizung zur Tugend als diese? Noch ein wichtiger Vortheil der Schaubühne. Die Historie ist an die Zeit, den Ort, die Ordnung der Begebenheiten gebunden, und muß sich darnach einrichten. Ordentlicher Weise träget sie Tugend und Laster, jedes insbesondere und an seiner Stelle vor. Die Schaubühne macht es hingegen wie in der Malerey, welche sich sehr auf die Farben und die glückliche Vermischung des Lichtes und

Schattens versteht. Sie bringt die nützliche Verbindung der Tugend und des Lasters in eine Vorstellung. Sie setzet die Tapferkeit und Zaghaftigkeit, die Sanftmuth und den Zorn, die Bescheidenheit und den Stolz, die Freygebigkeit und den Geiz, die Sparsamkeit und Verschwendung, einen ehrlichen und boshaften Menschen gegen einander. Was vor ein angenehmer Glanz fällt nicht aus dieser Gegeneinanderhaltung des Lichts und Schattens auf die Tugend zurücke, und macht sie dadurch schön! Was für eine erschreckliche Finsterniß ziehet sich aber auch nicht über das Laster, und beschämet es dadurch! Wollen sie, daß ich ihnen durch Exempel zeigen soll, was vor eine Gleichheit zwischen der Schaubühne, so wie ich sie jetzo abgebildet habe, und unter der Historie, an und vor sich ist? Fragen sie nur einen Leser und Zuschauer, die Büchersäle, und die Schauplätze darum, und hören sie, wo man am meisten Thränen zu vergießen pfleget. Werden mich aber nicht, meine Herren, die argwöhnische Bosheit und erzürnte Furcht einer Verwegenheit beschuldigen, daß ich mich unterfange, so ausdrücklich zu fragen, ob die Schaubühne eine Schule seyn könne, gute Sitten einzuführen? Habe ich

Ihnen

Ihnen nicht gewiesen, wie wohl sich diese Regeln und Exempel auf der Schaubühne vereinigen, und auf eine ganz besondere Manier zeigen, wie die Regeln und Exempel zu gebrauchen sind? Sollten Sie mich nicht vielmehr anklagen, daß ich mir zu wenig zugetrauet, und zu viel Behutsamkeit gebrauchet hätte, eine Sache zu untersuchen, die nicht nur sogleich bloß durch den Begriff von der Schaubühne sonnenklar, sondern auch sogar durch den Beyfall der Philosophie und durch die Aussage der Historie gebilliget ist? Warum war doch wohl Socrates, welchen das Orakel, ich will sagen, der Ausspruch des Volkes, den weisesten unter allen Menschen nennete, so oft in den Trauerspielen des Euripides, seines Freundes? Geschahe es nicht deswegen, daß er daselbst die Weisheit, die er sich in seiner Schule zu lehren unternahm, bekräftigen, oder sie vollkommen machen wollte? Warum hat Aristoteles, der wegen seiner Scharfsinnigkeit unter den Gelehrten jederzeit hochgehaltene Philosoph, von der Schauspielkunst so genau philosophirt? Seine Dichtkunst sagt es uns deutlich genug, er habe es deswegen gethan, damit er die theatralische Schule eben sowohl nach unveränderlichen Gesetzen aufrich-

ten möchte, als er im Lyceo eine philosophische auf unbewegliche Gründe gesetzt hatte? Doch wir wollen das heydnische Alterthum mit seinen Beyspielen und Zeugnissen beyseite setzen. Warum hielt es der gelehrte und heilige Bischoff zu Mayland, Carl Borromie, seinem schönen Verstande, und seiner strengen Tugend nicht vor nachtheilig, dasjenige, was man vor die öffentliche Schaubühne aufgesetzt hatte, wiederum mit der Feder in der Hand zu übersehen; wenn er nicht geglaubt hätte, daß er diese verbesserte, und in ihre rechte Grenzen eingeschlossene Arbeit, die Verbesserung der Sitten auf gewisse Weise befördern könnte? Woher kommt es, daß der unsterbliche Richelieu, der den Menschen durch Hoheit seines Verstandes, und den Unterthan durch die Größe seiner Macht übertraf, sichs, wie man sagt, nicht verdrießen ließ, durch Verfertigung tragischer Verse, eine Hand zu ermüden, welche das Steuerruder von Europa führte, und die Zeit, welche er sich bey den wichtigsten Geschäften des Krieges, der Kirche, und des Staats abbrach, zur Verbesserung und Vollkommenheit der Schaubühne verwandte? Wollte er wohl Frankreich nur mit unnützen Schauspielen belustigen, da er doch der

ganzen

ganzen Welt ein so herrliches Schauspiel war? Dieser große Geist hatte ganz was höheres im Sinne. Seine fast königliche Hoheit hatte vor die göttlichen Wissenschaften einen Pallast erbauet. Sie hatte die französische Akademie unter den ewigen Schutz unsrer Könige gesetzt. Er gieng endlich in seinen Absichten so weit, daß er eine andere öffentliche Schule vor Könige und Völker anlegen wollte; weil er glaubte, daß sie geschickt sey, die Unterthanen und Regenten zu unterrichten. Solltest du dich wohl schämen, großer Ludwig, daß du den Racine, der schon aufgehört hatte Trauerspiele zu verfertigen, wieder zurück gerufen, und diesen großen Meister der französischen Schaubühne verpflichtet hast, dergleichen zu machen, die sich vor die Schaubühne zu St. Cyr und die daselbst spielenden adelichen Fräuleins schickten? War es etwa ein einfältiger Zeitvertreib, womit sich Kinder beschäftigen sollten? Deine so gnädige, so weise so fromme Absichten giengen ohne Zweifel auf etwas weit königlicheres. Du sorgetest vor diese adeliche Jugend, die mit den Gütern des Glücks sehr übel versehen war, mit einem solchen Geschenke, dessen Werth du sehr wohl kanntest; mit Exempeln und Re-

gen der Gottesfurcht, als einem Schatze, der allen Schätzen vorzuziehen ist; mit einer kostbaren Morgengabe, die man in denen berühmtesten und vornehmsten Geschlechtern einführen sollte, damit sie beständig daselbst bliebe. Was bekam er aber von dem grossen Meister, den er dazu brauchte, vor besondere Stücke? O Athalie! O Esther! Ihr seyd die vortrefflichen Werke, deren einziges, ja das größte Lob ist, daß ich von Ihnen, meine Herren, zu wissen verlange: ob die Frage, die ich aufgeworfen habe, Statt finden würde, gesetzt, daß man dergleichen, oder zum wenigsten ihnen ähnliche Stücke mehr machte. Ach! ich würde alsdenn nicht mehr fragen dürfen, ob die Schaubühne zu guten Sitten dienlich seyn könnte; sondern ob es möglich wäre, daß sie ihnen schädlich seyn könnte. Ich unterstehe mich, noch weiter zu gehen. Und warum sollte ich auch in einer so vortreflichen Versammlung der berühmtesten und besten Kenner die Schwachheit und den Fehler begehen, die Rechte der vernünftigen Schaubühne nicht zu vertheidigen? Warum würden denn in Frankreich, Italien, Deutschland, und andern Orten, von den gelehrtesten Männern, welche zur Auferziehung der Jugend bestimmt

bestimmt sind, mit hoher Begünstigung öffentliche Schaubühnen aufgerichtet, die jungen Leute in den Schulen darauf zu üben? Ihr unglückseligen Lehrer, und zwar um desto mehr unglückselig, je weniger man euch beklaget! Sollte denn euer mühsamer Fleiß, den ihr euch hierinnen gebt, nach der Absicht des Staats und eurem Sinne nur dahin abzielen, die Stimme angenehm und veränderlich, die Geberden fein, den Gang ansehnlich, die Tragung des Leibes wohlanständig und geschickt zu machen? Es ist wahr, ihr verlieret hierinnen bey euren Bemühungen nichts. Ihr erkennet dessen Werth und Gebrauch in dem Umgange mit Leuten. Allein ihr setzet euch dabey einen weit vortrefflichern Endzweck vor. Ihr versetzet eure Schüler aus dem Schulstaube in die herrliche Schule der Schaubühne, um die Jugend, welche dereinst in dem Staate wichtige Rollen spielen soll, bey zeiten anzugewöhnen, dasjenige zu verachten oder zu suchen, was ihnen die kleine Schaubühne lächerliches oder löbliches vorstellig gemacht hat. Werden wir wohl was damit ausrichten, wenn wir uns für sie aufopfern? Erlauben Sie, meine Herren, daß ich es sagen darf. Die Zuschauer von allerley Gattung müssen den

Aus-

Ausspruch thun. Scheuen sich diese aber wohl, sich vor diesen besondern Schaubühnen sehen zu lassen? diese kleinen Schauspiele mit ihrem Ansehen zu beehren? die noch jungen, und sogar stotternden Personen anzuhören? mit denjenigen zu lachen, oder zu weinen, die entweder vor Freuden mit den Händen klatschen, oder Thränen vergießen? sich mit den Schülern, so man unterrichtet, wo es möglich ist, noch selbst unterrichten zu lassen? Zum wenigsten können sie der Geschicklichkeit ihrer Lehrmeister den Zoll ihrer Hochachtung und ihres Lobes nicht versagen, da sie sich so viele Mühe geben, sie bey diesem Zeitvertreibe zu lehren, und aus einem dem Ansehen nach kindischen Spiele eine Gelegenheit zur Erlernung wichtiger Dinge zu machen. Würde man also eine Uebung loben, wenn man nicht glaubte, daß sie nützlich seyn könnte? Man würde sehr übel handeln, wenn man was unmögliches vornehmen wollte, würde das aber nicht geschehen, wenn man die Leute zu solchen Unternehmungen anfrischen wollte, die man doch für überflüßig halten müßte? Sie sind nunmehro, wie es scheint, mit mir einig, daß die tragische und comische Schaubühne zu einer Schule werden

kann,

kann, die fähig ist, gute Sitten einzufüh-
ren. Allein, ich merke auch, daß Ihnen
bey dem allen dennoch ein sehr artiger Zwei-
fel übrig bleibt. Sie wollen wissen, ob das
Singspiel, eine andre Art der Schaubühne,
sich auch dieses Vortheils rühmen könnte.
Wie soll ich es beschreiben? Die Erfindung
ist sehr neu, und recht sonderlich. Man
macht durch eine wunderliche Vermengung
vereinter Schauspiele ein allgemeines und
ein einiges von dieser Art daraus. Ursprüng-
lich kömmt es aus Griechenland, es behält
aber sehr weniges von dem Orte seines Ur-
sprungs. Ist es eine Tragödie? Ist es der
Chor? Es ist nichts ordentliches darinnen.
Es hat seine besondern Regeln, ob es gleich
nicht regelmäßig ist. Es ist eine Zusam-
menhäufung vieler Dinge, ein ich weiß nicht
was, das den außerordentlichen Dingen in
der Natur sehr gleich kömmt. Wie diese,
so erweckt auch jenes die Neugierde. Es
setzt in Verwunderung wie jene; doch kann
man es wohl eben so hoch, wie die außer-
ordentlichen Würkungen der Natur schätzen,
da es eben wie die Spiele der Natur in Er-
staunen setzt? Sie werden vielleicht, meine
Herren, nunmehro gerne wissen wollen, was
ich von dieser Art der Schauspiele halte.

Und vielleicht könnte sich wohl einer finden, welcher mir, mit seiner verschmitzten Neugierigkeit, auf eine leichtfertige Weise, viel dabey zu schaffen machen sollte. Ich will es mit ihm annehmen. Er mag seyn, wo er will, so wird er sich doch gefallen lassen, daß ich zuvor, ehe ich mich weiter einlasse, selbst einige Fragen an ihn thue. Was halten Sie von der Musik und Harmonie? Ist sie an und vor sich selbst schädlich? Im geringsten nicht. Das sind Dinge, die man überall sowohl bey zärtlichen als ernsthaften, bey verliebten, als heldenmäßigen Umständen gebrauchen kann. Wie? Findet man sie zuweilen nicht auf der Schaubühne in einer edlen und reizenden Ernsthaftigkeit? Sie geben mir dieses zu. Ich frage weiter: was halten Sie vom Tanzen? Sie wissen, daß dieses von der Musik ja unzertrennlich ist. Wollen Sie dasselbe ohne Bedingung ganz verbannt haben? Wie es scheint, so wissen Sie nicht, was Sie darauf antworten sollen. Wenn wir aber nun alles freche und unanständige Wesen davon wegnehmen, und sehen wollen, was das Tanzen ist, was werden Sie in dieser Untersuchung wohl zu tadlen finden? Etwa die Geschwindigkeit der Füße, die sich nach dem Tacte bewegen? Oder die

leichte und ungezwungene Bewegung der Arme? Das unvermerkte und angenehme Wägen des Leibes? Gar nicht. Also lassen Sie das Tanzen auch zu? Nun wohl; ich fahre fort. Sollte es wohl Ihren Gedanken nach unmöglich seyn, die Thaten der Helden in Versen und Musik vorzustellen? Keinesweges. Sie geben es ohne alle Schwierigkeiten zu. Ich gehe noch weiter. Kann wohl eine tugendhafte Heldenthat, wenn sie auf solche Art vorgestellet wird, das Ohr kützeln, bis ins Herze dringen, und daselbst eine anständige Nacheiferung erwecken? Wenn man das nicht zugeben wollte, sprechen Sie, so müßte man weder Ohren noch Empfindung haben. Das will ich eben auch. Nun sind wir doch eins? Weiter habe ich nichts mehr zu fragen, auch nichts zu antworten. Sie haben selbst geantwortet. Dürfte nun die Oper, wie ich sie beschrieben, und Sie es selbst zugegeben haben, wohl gute Sitten einführen können? Man gebe mir eine wahrhafte Heldenthat, wie sie nach den Regeln eines Singgedichts wohl verfertiget worden; fließende, aber sinnreiche Verse; eine männliche und liebliche Musik; eine ungezwungene und ernsthafte, leichte und sittsame Tänze, die mit dem Ge-

dichte

dichte so verbunden sind, daß sie vor sich selbst eine stumme Poesie abgeben. Hernach, sollte ich mir dennoch ein Bedenken machen, es ihnen nachzusagen? Hernach wird die Oper selbst das nützliche und angenehme mit einander vereinigen, und die reine Liebe zur Tugend in die Herzen bringen. Aber noch eins. Sie wenden ein, wenn die Schaubühne überhaupt und ohne Ausnahme ein so fruchtbares Erdreich ist, daß sie gute Früchte bringen kann, wie kommt es doch immermehr, daß so viel brave Männer, die sich sowohl durch ihre Gottesfurcht als Wissenschaft von andern unterschieden haben, die Schaubühne dennoch überhaupt, und ohne Einschränkung verwerfen? Sie nehmen es nicht übel, daß ich Ihnen hierinn nicht recht gebe. Diese gelehrten und frommen Leute, verwerfen nicht durchgehends die ganze Schaubühne. Ich will mit Ihrer Erlaubniß ganz das Gegentheil darthun. Es giebt ihrer, die in ihren Schriften, welchen man in dieser Sache gar wohl glauben kann, gewisse Schaubühnen ausnehmen, nicht etwa aus Gefälligkeit, oder unter einigen Bedingungen, nein, mit vielem Ruhme und aus Billigkeit. Ferner werden Sie auch noch sagen: warum ist denn der einzige Name der

Schau-

Schaubühne nur durch diejenigen, welche es über sich nehmen, die Sitten zu erwägen, und zu bessern, verächtlich gemacht worden? Ich antworte mit wenigem so viel darauf: keiner von allen diesen hat es sich vorgenommen, dem nachzudenken, wozu die Schaubühne ihrer Natur nach werden kann. Das ist eben dasjenige, wornach ich zuerst gefragt habe. Sie haben vielmehr eigentlich auf die Schaubühne gesehen, wie sie wirklich beschaffen ist, und von ihr nach ihrer Beschaffenheit geurtheilt. Wir wollen den Fußstapfen dieser großen Anführer in dem andern Theile dieser Abhandlung folgen, wo wir noch, so viel es sich schicket und zu thun erlaubt ist, unsere Augen auf die öffentlichen Schauspiele richten müssen, damit wir von ihnen durch sie selbst urtheilen können, und ob die Schule, welche sie zu den Sitten anbieten, nützlich oder schädlich sey.

Der andere Theil.

Wir wollen es nur offenherzig gestehen, meine Herren, Dinge, welche ihrer Natur nach weder gut noch böse sind, können durch Kunst gut oder böse werden, und unsere

Unart braucht sie fast allezeit zum Bösen. So einen großen Abscheu vor dem Guten, und so einen großen Trieb zum Bösen haben wir! Insbesondere kann man dieses im Mißbrauche der Schaubühne wahrnehmen. Sie konnte ihrer ersten Absicht nach eine vortreffliche Schule der Tugend werden; allein unsere Verderbniß hat eine schädliche Schule der Laster daraus gemacht. Wem soll man nun die Schuld hauptsächlich hierinn beymessen? Erstlich den Verfassern der Schauspiele, hernach den spielenden Personen, und endlich den Zuschauern. Gleich als wenn alle diejenigen, so ihre Kräfte und Gaben zum Nutzen der Schaubühne vereinigen sollten, eins geworden wären, sie vielmehr durch ihre besondern Fehler zu verderben. Ihr dramatischen Poeten! Ihr seyd es, auf welche man zuerst die Schuld werfen muß. Ihr habt euren wahren Endzweck aus dem Gesichte verlohren: ihr verstehet nicht mehr; weil ihr es nicht verstehen wollt, was die Gesetze eures Amts von euch fodern, was die Natur der dramatischen Poesie von euch haben will. Die Väter der athenienfischen Schaubühne haben die zwey wesentlichen Stücke ganz anders verstanden. Sie meynten nicht, daß der Name eines Poeten

in der Republik ein bloßer Titel sey; sie kannten die Fruchtbarkeit der Poesie, auf welche sie sich legten, nur gar zu wohl. Da sie einmal durch die Obrigkeit dazu berechtiget waren, daß sie Schauspiele öffentlich aufführen mochten, so hielten sie sich selbst vor Leute, die öffentlich was zu sagen, und sich zum Besten des Staats gewidmet hatten. Sie glaubten, das Vaterland legte ihnen entweder das Amt eines Philosophen auf, der eine unwissende Menge lehren; oder eines Sittenrichters, welcher den lasterhaften und lächerlichen Pöbel klüger machen sollte. Sie merkten es wohl, daß man nunmehro, da die Tragödie und Comödie mit vieler Ehre vom Lande in die Stadt, und von den Wegen auf die Schaubühne gekommen war, sich nicht länger bey ihrem Geschlecht und bey ihrer Kindheit aufhalten, sondern vielmehr dahin sehen müsse, was sie werden konnte, als was sie gewesen war. Der erstern legte man also auf, daß sie die Sitten zähmen, und die Begierden durch den Gebrauch des Schreckens und Mitleidens stillen sollte. Die andere sollte dafür sorgen, daß die Feder durch Tadeln und Lachen abgeschafft würden. Das war der Endzweck, welchen man sich vorzustellen schuldig zu seyn

erachtete. Sie richteten sich auch allezeit in ihren Schriften darnach: die Comödienschreiber nur davon ausgenommen, die gar bald sehen ließen, wie leicht es der menschlichen Bosheit sey, die Gränzen zu überschreiten. Ist dieses wohl der Begriff, welchen ihr jetzund, ihr tragischen und comischen Poeten in Frankreich, von der dramatischen Kunst habt? Aus was vor Ursache, zu was für Absicht widmet ihr eure Feder der Schaubühne? Die meisten von euch sehen das dramatische Gedicht mehr für ein sinnreiches als nützliches Werk an; oder der Nutzen ist vielleicht nur euer eigener Vortheil. Ihr steigt auf die Schaubühne, als einen erhabenen Ort, wo ihr eure Geschicklichkeit könnet sehen lassen, und von welchem euer Ruhm mit einem leichten Fluge alle Theile der gelehrten und artigen Welt durchstreichen kann. Ihr meynt, es sey dieses schon genug, einen besondern Platz unter den dramatischen Poeten zu erlangen, darum aber bekümmert ihr euch nicht, ob man euch einen Platz unter denen rechtschaffenen Bürgern geben wird. Horaz sagt: die Absicht eines Poeten ist, daß er ergötzen und nützen will. Ihr wollt, daß man eines von beyden thun soll, und ihr erwählt davon allein, oder doch

vor

vor andern dasjenige, was am meisten schmeichelt, und verlasset das nöthigste. Ihr wollt lieber die Zuschauer ergötzen, als dem Vaterlande nützlich seyn. Was wird aber endlich daraus? Die ganze dramatische Poesie weichet unter euren Händen von ihrem Endzwecke ab. Sie sollte ihr angelegen seyn lassen, bey diesem Zeitvertreibe Nutzen zu schaffen, so thut sie nichts anders als gefallen. Muß denn das eben dadurch geschehen, daß sie schädlich wird? Sie dürfen mir hierinnen nicht glauben. Urtheilen sie nur selbst davon. Ich will unterschiedene Schauspiele insbesondere vor ihnen durch die Musterung gehen lassen.

Die französische Tragödie hat in der That nichts, welches sie an der atheniensischen Tragödie beneiden könnte, man mag nun hierbey auf die Hoheit der Sittensprüche, oder auf die Zierlichkeit des Ausdrucks sehen. Melpomene hat niemals etwas stärkeres und vortrefflicheres gedacht: niemals hat sie sich anmuthiger und edler ausgedrückt. Sagen Sie mir aber doch, wo ist die atheniensische Strenge hingekommen? In Athen bediente sich die Tragödie der Leidenschaften, sie zu heilen. Heut zu Tage wendet sie dieselbe

an, ihr Uebel zu vergrößern. Die Schaubühne der alten Zeit stillete in den Atheniensern den Durst des Ehrgeizes; weil sie denselben vor die gefährlichste Pest der Republik ansahe. Die französische Schaubühne bringt den Herzen täglich ein zwiefaches Gift bey, das wir sowohl für die Religion, als den Staat gleich schädlich halten müssen; ich will sagen, die Rache und die Liebe.

Bist du es nicht, unvergleichlicher Corneille! dem es niemand nachthun kann, und der von Natur zur Verfertigung der Tragödie gemacht war? Erhabene Seele! Bey welcher die Natur allem Ansehen nach eine Probe machte, wie weit sich ihre Kraft erstreckt, und versuchen wollte, wie weit sich der menschliche Verstand über die Menschlichkeit erheben kann? Bist du es nicht, der du deiner Mitbürger Herzen, die noch von der alten Wuth des Zweykampfs rauchen, von neuem anflammest? Bist du es nicht, der du ihnen die Uebereilung des muthigen Jünglings, und des alten Spaniers vor Augen stellest, als wenn ihre so kützliche Ehrbegierde noch nöthig hätte, durch Exempel gereizt zu werden? Geschieht es nicht durch dich, daß der schnaubende Roderich,

und der unbesonnene Alte, der Melpomene ihren Dolch mit Gewalt entreißen, damit sie die so eilfertigen Hände damit bewaffnen könnten, einige besondere Streitigkeiten zu rächen, und in dem Schooße ihres Vaterlandes ein Blut zu vergießen, welche ihm desto lieber ist, je mehr es seinen Werth kennet? Wie? Kennest denn du dich nicht selbsten wohl? Solltest denn du nicht wissen, wie ungemein stark die Kraft des großen Corneille ist? Solltest du denn nicht wissen, daß das Schwerdt deiner Worte, und deiner Gedanken in dem Herzen tiefe und tödtliche Wunden schlagen kann? Ohne Zweifel mußt du dieses nicht wissen. Du bist ja ein so guter Bürger, als vortrefflicher Dichter, so artig in deinen Schriften, als ansehnlich in deinen Manieren, und hast doch nicht überlegt, wie leicht es sey, unter dem Namen der Hoheit der Seelen die Wuth, und sogar durch die Tapferkeit den Misbrauch der Tapferkeit fortzupflanzen. Es ist ein Glück, daß du nicht eben so geschickt gewesen bist, solche Dinge auszuführen, die diesen ganz entgegen gesetzt sind! Wenn sich die zärtliche und wollüstige Sprache der Liebe mit dem Nachdruck eines standhaften Geistes und mit der Entzückung der höchsten Poesie hätte ver-

tragen können: was für ein Feuer würdest du nicht auf der Schaubühne angesteckt haben? Zu allem Unglück hat der Gott der Liebe sehr wohl gewußt, sich dieses Schadens zu erholen. Die Hand, welcher er seine Fackel anvertraute, konnte nur mit allzu vieler Geschicklichkeit damit umgehen, die Flamme daran wieder anzufachen, und die Funken davon in die Herzen der Zuschauer zu werfen. Der junge Racine stellte ihn wegen des alten Corneille zufrieden, der nicht gelehrig genug war, seinen Fußtapfen zu folgen. Der neue Mahler, der glückliche Geist, leicht in der Erfindung, geschickt in der Ausführung, erfahren in Erkenntniß der Natur, scharf und gedultig in Ausbesserung seiner Gedichte, wohl versehen mit den schönsten Stellen der Griechen, reich an eigenen Gedanken, rein in seiner Schreibart, sanft und fließend in seinen Versen, dieser schien recht dazu gemacht zu seyn, daß er die Zuschauer zur Liebe bewegen sollte. Es mag nun aus Neigung, Nacheiferung, oder Verzweifelung geschehen seyn, daß er den alten Monarchen der Schaubühne, auf dem Wege, welchen er zuerst gebahnt hatte, nicht erreichen konnte, so unterstand er sich doch, hierinnen einen ganz neuen zu bahnen, da-

mit

mit er nunmehro auch herrschen könnte. Corneille hatte den Verstand in dem, was wir groß nennen, durch die prächtige Hoheit seiner Gedanken in Erstaunen gesetzt. Racine fesselte die Herzen durch die bezaubernde Reizung seiner Leidenschaften in dem, was wir zärtlich nennen. Der eine hat den Menschen über die Menschlichkeit erhoben; der andere hat uns ihn in seiner Schwachheit wieder gegeben. DEr eine führte in seinen Helden Römer, Armenier, Parther auf, er versetzte uns unter ihre Nationen, und in ihre Gegenden. Der andere hingegen brachte sie alle nach Frankreich, er machte sie zu Franzosen, und bildete sie nach der annehmlichsten Höflichkeit unsrer Sitten ab. Der eine verwandelte sogar die Weiber in eben so viel Helden, und hatte ihnen eine recht tragische Seele gegeben. Der andere erniedrigte seine Helden so weit, daß sie mehr den Heldinnen ähnlich waren, und ließ sie auf das zärtlichste klagen und seufzen. Des ersten Verstand war bis in das geheime Zimmer der Könige eingedrungen, damit er daselbst die größesten Geheimnisse der Staatskunst ausforschte. Der Verstand des andern schlich in die vertrautesten Gesellschaften ein, damit er daselbst die listigsten

Anschläge der Verliebten lernen möchte. Corneille, welcher dem Vogel des Jupiters gleich war, der sich in den Wolken schwingt, und mitten unter Blitz und Donner sich zu ergötzen scheint, hatte den Schall dieses majestätischen Geräusches, das jedermann bewegt, auf der Schaubühne hören lassen. Racine hingegen hüpfte als der zärtliche Vogel der cyprischen Göttinn um die Myrten und Rosen herum, und ließ das Echo seine Klagen und Seufzer wiederholen. Ja, Corneille, der die Hindernisse eines steilen Weges, und folglich die Gelegenheit zu einem großen Falle mit Gewalt überstieg, und seine Kraft allzeit verdoppelte, damit er mehr und mehr bis an das hohe und wunderbare hinankommen möchte, suchte vermittelst der Verwunderung den sowohl verdienten Beyfall, welchen er auch dem hartnäckigsten abzudringen vermochte. Racine, der einen weit sicherern Weg gieng, selten in die Höhe stieg, sich aber in seinem Fluge mit vieler Anmuth erhielt, und geschwinde wieder damit zur Liebe zurückkehrte, schien sich von selbst den Beyfall darzubieten, der doch seiner anziehenden Anmuth zuvorkam. Er seufzte nicht vergeblich. Die unbeschreibliche Kunst zu seufzen verschaffte ihm die Palmen, nach

wel=

welchen er so eifrig strebte. Er raubte seinem Mitbuhler die Lorbeern nicht, doch sahe er sich durch die geschäftigten Hände seiner Helden, und sonderlich seiner Heldinnen mit Myrten bekränzt. Er setzte den Corneille nicht ab; sondern theilte nur den Thron der Schaubühne mit ihm. Der Adler blitzte, die Taube seufzte, und das Reich wurde getheilet. Das ist ein Ruhm für den Racine! so auf der Schaubühne herrschen, das heißt, überwunden haben, das heißt, triumphirt haben.

Sie wissen, meine Herren, den Ausgang dieses herrlichen Sieges. Diese glückliche Kühnheit brachte eine ungemeine Menge Nachfolger hervor. Die Seufzer hatten diesen großen Nachfolger gekrönt. Vergebens suchte er es zu leugnen; vergebens suchte ihn auch die Gottesfurcht der Ehre der Schaubühne zu entziehen. Die häufigen Schüler unterwarfen die Tragödie dem Gesetze dieses zärtlichen Gesetzgebers. Sie opferten ihm die Strenge der Grundgesätze der Schaubühne auf. Die Einheit der Handlung, und die Einfalt, dieser Einheit Gefährtinn, hielten sie hierinnen nicht auf. Wie vielmal ist nicht die Handlung durch verliebte Zwischenspiele verdoppelt, oder getheilet

theilet worden? Sie hatten, wie ihr Lehrmeister, ihre Eriphilen und Aricier, welche man auf eine gezwungene oder wenig natürliche Weise mit den Iphigenien und Phedern in eine Verwirrung zu bringen suchte. Die Wahrheit der Sache, die vor die Schaubühne so köstliche Wahrheit, sonderlich in weltbekannten Dingen, hielt sie nicht zurücke. Sie verderbten alte und bekannte Dinge durch ihre Vermischung mit unbekannten und fabelhaften Geschichten. Diese Poeten erniedrigten ihre Hypoliten durch ihre Romanenliebe. Wie gingen sie denn mit der Wahrscheinlichkeit, einer in allen Dingen, und sogar in der Fabel so nöthigen Sache, um? In dem Feuer der blutigsten Treffen, wo ihr Alexander und Mithridates, der eine um die Ehre, der andre um den Zepter stritt, mußten sich doch diese Helden wegen der Vortheile einer närrischen Leidenschaft auf eine ungegründete Weise zanken. Ging man wohl mit der Mannigfaltigkeit so wohl in der Einrichtung als Auszierung unterschiedener dramatischer Gemählde besser um? Es mochten geistliche oder weltliche Tragödien seyn; man sahe sie alle nach einem Muster der Eifersucht gezeichnet, und mit eben den verliebten Reden geschmücket.

War denn nun dieser Mißbrauch so wichtig, daß man deswegen die Schaubühne mit den Fackeln des Venus-Sohns entehren mußte? Verdiente dieses wohl, daß man daraus eine Schule machte, wo die Liebe den Zepter führet, ihnen Gesetze vorschreibet, die guten Sitten umkehret, die Herrschaft den Weibern, und die Gefälligkeit, ich will nicht sagen den Gehorsam, den Männern zueignet, Krieg und Frieden eigenmächtig bestimmt, göttliche und menschliche Gesetze beleidiget, und endlich gar für die einzige Gottheit gehalten seyn will? Eine Schule, wo das ganze Schauspiel mit rasenden oder wollüstigen Bewegungen einer Leidenschaft beschäftiget ist, welche daraus verbannet seyn, oder nur auf einige Augenblicke dabey erscheinen sollte, damit sie allda von der Weisheit einen Verweis bekommen möchte, und sich hernach nicht mehr sehen ließe? Vielleicht aber bringen unsere Dichter diese sanfte und wilde Leidenschaft nur deswegen hervor, daß sie dieselbe zurechte bringen, und sie bestrafen möchten. Sie setzen sie unter die Zahl der andern Krankheiten, welche von der Schaubühne sollen geheilet werden. Das ist eine seltsame Art zu heilen, meine Herren! Ein Feuer anzünden, damit man es löschen könne!

könne! Einem Gift geben, damit man ihn von demjenigen befreye, das er bekommen hat! Einen verliebt machen, damit man die Liebe unterdrücke. Ach! man suche da erst Böses mit Bösem zu vertreiben, wenn es die Natur erfodern wird, ein Schrecken einzujagen, wenn man es wird überwinden müssen, nicht durch die Flucht, sondern durch den Streit, nicht durch die Unwissenheit, sondern durch ein Probe. Auf solche Art haben die alten Tragödienschreiber zuweilen die gar zu natürliche Furcht bey den Menschen zu tilgen gesucht, indem sie ihre Augen zum Schauspiele des erschrecklichen Unglücks gewöhnt, damit sie die Herzen wider die ordentlichen und leichten Uebel mit Herzhaftigkeit und Gedult waffnen möchten. Außer diesem aber, weg mit einer so schädlichen Arzney vor die gefährliche Krankheit, welche das Herz liebet, und deren unsichern Pfeilen man lieber klüglich entgehen, als ihnen die Stirne bieten, ja sie nicht einmal empfinden, und wenn es möglich wäre, gar nichts davon wissen sollte. Die großen Dichter in Athen verstunden dieses sehr wohl. Sie räumten bey der ungeheuren Menge der Tragödien, die ihr Verstand hervor brachte, der Liebe niemals außer einer wollüstigen Gefälligkeit

ligkeit etwas ein. Eschylus ließ sie gar nicht auf die Schaubühne. Beym Sophocles kommt die Liebe nur einmal zum Vorscheine; beym Euripides aufs höchste zweymal; und noch dazu mit großer Vorsicht. Sie zeigt sich da ohne Reizung, Kunst und Firniß. Sie verschwindet und ziehet Abscheu und Strafe nach sich. Vielleicht möchte es wohl erlaubt seyn, sie auch auf der französischen Schaubühne in einer solchen Gestalt aufzuführen. Allein, mit was vor einem Aufzuge unterstehet sie sich, daselbst zu erscheinen? In Begleitung der Grazien mit den Fallstricken der feinsten Leidenschaften, mit allem Gifte der Entzückung. Die Pfeile hält sie in der Hand, und zeiget uns mit Seufzen ihre Wunden; nicht daß sie möchten geheilet werden; nein, sondern daß sie selbst verwunden möge. Wenn sie Thränen vergießt, so geschieht es, mehr ihr Feuer anzuzünden, als es auszulöschen. Wenn sie aber ihr Unglück, und ihre Marter klagt, so geschieht dieses nicht etwan Reue, sondern vielmehr Verlangen zu erwecken.

Höchstunglückselige Melpomene! du weinest über das Unglück eines andern, es ist Zeit über das Deinige zu weinen. Gedenke an das, was du zu der schönen Zeit deiner

Väter

Väter gewesen bist. Gab dir nicht Eschylus die Gestalt und die Seele einer eben so keuschen als herzhaften Amazone? Mit was für einem männlichen und ernsthaften Ansehen zierte dich nicht Sophocles aus? Was für ein leutseliges und zärtliches Mitleiden gab dir nicht Euripides ein? Was warest du damals? Was bist du anjetzo? Durch was für ein Schicksal ist deine Kunst, welche eine Sclavinn einer unanständigen Liebe geworden, so verderbt, daß sie nun selbst eine Verführerinn ist? Vergleiche deinen Zustand mit dem vorigen, und wenn du erkennest, wie sehr du gefallen bist, so schäme dich deswegen. Seufze bey deinen Wunden, wenn du so glücklich bist, sie zu fühlen. Doch, indem ich das Schicksal der Melpomene beklage: so sehe ich, deucht mich, die Thalia erscheinen. Sie ist mit sich selbst sehr vergnügt. Es scheinet, als ob sie sich bey ihrem lustigen Wesen, wegen ihres gegenwärtigen Geschickes, selbst Glück wünschen wollte, welches, wie sie sagt, ihr voriges Glück weit übertrifft. Wo man ihr glauben darf, so ist sie nicht mehr so beschaffen, wie man sie bey dem Aristophanes sahe. Dieser Dichter nöthigte sie, die Laster durch ein noch abscheulicheres Laster anzuschwärzen.

Er wollte daß sie die größesten und wichtigsten in Athen, entweder unter ihrem wahren, oder einem zwar falschen aber doch leicht zu errathenden Namen abscheulich herum nehmen sollte. Sie ist nicht mehr, wie bey dem Plautus. Der hielte sie so geringe, daß sie unter dem geringsten Pöbel ein grobes Salz aufsuchen mußte, damit er es mitten auf dem artigsten Schauplatze zu Rom mit voller Hand ausstreuen möchte. Sie ist nicht mehr wie beym Terenz. Was verlangt denn dieser mit seinen listigen Liebesstreichen, die sie der römischen Jugend entdecken mußte? Sie thut, als wenn sie sich nun recht sehr gründlich geändert hätte, und nunmehr nichts anders, als in einer wohl gesitteten Gestalt aufträte, die sich für die artigste, feinste und vorsichtigste Nation schickt. Sie wirft sich auf, andre zu bessern, da sie sich zuerst selbst gebessert hat. Kurz, sie ist nicht mehr, was sie gewesen ist. Wir wollen doch ein wenig sehen, wie sie ist. Sage uns aber doch nur einmal, du kluge und lehrreiche Muse! was du denn in unsern Sitten veränderst? Was ich verändere? habe ich nicht meine Stutzergen, mit ihren wunderlichen Maniren und närrischen Moden? Ich suche sie zu einer vernünftigen Aufführung zu

gewöhnen. Ganz gut: wenn nur an ihren ungeziemten Freyheit nichts anders zu finden wäre, welches man noch mit besserm Rechte in die Gränzen der Vernunft bringen sollte. Habe ich nicht das gelehrte Frauenzimmer, die sogenannten lächerlichen Zieräffgen? Ich tadle sie. Eine unvergleichliche Gelegenheit zu tadeln. Wenn nur die Eitelkeit, und die allzuausgelassene Freude derselben nicht eine wichtigere Materie dazu verschafften: Ich habe meinen Menschenfeind. Seine Gemüthsart ergötzt. Ich scherze damit. Dieser Scherz ist nicht zu schelten. Du mußt nur auch der falschen Höflichkeit nicht schonen, welche die Menschen verderbt. Man kennt meinen Kranken in der Einbildung sehr wohl. Ich mache ihn gesund. Diese Cur schickt sich auch für dich. Wenn du nur auch die noch wichtigern Krankheiten des Verstandes zu heilen angefangen hättest. Ich habe Schulen von allerley Arten. Eine Schule der Männer. Eine Schule der Weiber, ja Schulen für andre Stände. Diese Anstalten sind schön, wenn es nur auch den Sitten zum besten geschieht. Allein, wie willst du dich verantworten? (ich rede davon nach Aussage derjenigen Personen, die dich wohl kennen.) Wie willst du dich verantworten,

wenn

wenn man sagt, daß in deinen so gerühmten Schulen alle Kunststücke des Lasters, der Tugend zum Nachtheil, gelehrt werden? Was wäre das, wenn die Jugend beyderley Geschlechts daselbst die alte Einfalt verlernen, und hingegen sehen sollte, wie man die klügste Wachsamkeit betrügen, und bey einer solchen unauflöslichen Verbindung vielmehr einer blinden Neigung, als der uneigennützigen Vorsicht derjenigen folgen müsse, welchen man sein Leben zu danken hat? Was wäre das, wenn die Rechte eines heiligen Landes, anfangs einer offenbarlich verwegenen Gefälligkeit, ihren verstohlenen Kunststücken, tausend andern unanständigen Mitteln geliefert, und hernach der Verwirrung, dem Schimpf und der Schande aufgeopfert werden sollten, welche das Laster, so daran schuldig ist, und triumphirt, wohl besser verdienet? Was wäre das, wenn man durch eine allzuleichtsinnige Kunst, die aber auch in dieser Absicht desto strafbarer ist, machen wollte, daß man eine rechtmäßige Behutsamkeit vor einen untrüglichen Eigensinn, eine lasterhafte Gefälligkeit vor die Klugheit eines artigen Mannes, eine Gleichgültigkeit, die alle Beleidigung dem Schicksal zuschreibt, vor die Schläfrigkeit eines Philosophen hielte? Was

wäre das, wenn man dem Gesinde die Decke der Schamhaftigkeit, welche ihnen die Pflicht auflegt, von dem Gesichte nehmen wollte, daß sie dadurch lernten fremden Lastern dienen, junge Herzen in die, ihnen so angenehme Fallstricke stürzen, ihre alten, oder unbedachtsame Herren bestehlen und spotten? Du lachest? — Was wäre das, wenn du deine Schüler lehren wolltest, wie sie dem Laster folgen, und die Tugend verleugnen sollten? Wenn der lasterhafte Mensch bey dir das meiste mal angenehm, lustig, aufgeräumt, wäre? Wenn hingegen der ehrliche Mensch ein lächerlicher, dummer, wunderlicher Kerl seyn müsse? Du lachst wieder? Geh, du verdammte Pest der Sitten, Verführerinn der menschlichen Herzen; Henkerinn der Familien; Stöhrerinn der guten Hauszucht! Fliehe! Warum soll aber die Comödie dieses allemal entgelten? Liegts denn wirklich an ihr, oder geschieht es vielmehr durch die Bosheit eines andern, daß sie sich so verderbet hat? Ach! wir müssen es denen zuschreiben, die sie gut und nützlich machen könnten, sie aber schädlich und gefährlich gemacht haben. Ja, ich wage es, und mache mich sogleich selbst an das Haupt der Comödien-Verfertiger, und spielenden Personen

sonen unsrer Schaubühnen. Er war ein Poet mehr durch seinen Geschmak, als durch Kunst. Die Hitze seiner Jugend, und nicht die übeln Umstände seines Glückes, machten ihn zum Comödianten. Er war zu ernsthaften Verrichtungen geboren, in die lustigen gebracht, ein strenger Aufmerker des Lächerlichen, ein angenehmer Mahler nach der Natur. Er machte alles mit Fleiß, und prahlte doch nicht damit, verbesserte viel, und doch sahe man nichts gezwungenes. In der ungebundenen Schreibart war er kurz und nachdrücklich, in seinen Versen frey und natürlich, an Sittensprüchen reich, an lustigen Einfällen fruchtbar. Man kann sagen, daß in ihm alle guten Eigenschaften, und die meisten Fehler, der in dieser Art berühmten Poeten zu finden waren. Er war eben so beißend, als Aristophanes, zuweilen auch eben so unzüchtig: so lebhaft als Plautus, dann und wann aber auch ein Narr wie er; so fein in Erkenntniß der Sitten als Terentius, und oftmals auch eben so frey in seinen Abbildungen. Wodurch ward nun Molliere so groß? Durch die Natur, oder durch die Kunst? Man konnte ihm in keinem nachkommen. Durch beydes wurde er tadelhaft, und so vortreflich er war, so viel scha-

 dete

dete er auch. Der beste Meister ist auch der schlimmste, wenn er im Bösen unterrichtet.

An wen kann man sich wohl nach ihm machen? An die eifersüchtigen Nachkömmlinge, welche die hohen Eigenschaften nicht erreichen konnten, und sich dafür angelegen seyn ließen, seine Fehler nachzuahmen, und darinn so glücklich waren, daß sie dieselben durch ihre Zoten übertrafen, ohne dabey zu erwägen, daß sie sich durch eine theatralische Niederträchtigkeit einen Namen zu machen suchten, bey welchem die Ehre eine große Schande ist. Wir wollen uns auch an die machen, welche zwar die Ohren mit groben Worten verschonten, sich aber recht beflissen, ihre Zoten in die durchscheinende Decke der Zweydeutigkeit einzuhüllen, ohne zu bedenken, daß der Scherz, der sich im Verborgenen will sehen lassen, und etwas zu sagen, auch nicht zu sagen scheint, weit gefährlicher als die Grobheit ist, die man ohne eine solche Einkleidung vorbringet.

Endlich müssen wir auch die Schuld auf die guten Geschicklichkeiten werfen, welche einen rechtschaffenen Mann durch einen lustigen Scherz ergötzen, und unter dem Deckmantel der Comödie ganz unschuldig spielend philosophiren könnten, sich aber damit genugsam

sam zu rechtfertigen meynen, wenn sie sagen, ihre Einfälle würden zu matt seyn, wenn sie dieselben nicht mit einigen närrischen Einfällen belebten, damit das gemeine Volk sich recht satt lachen könnte. Hat man wohl recht bedacht, wer diejenigen sind, deren Beyfall sie so gerne verdienen wollen. Verstehet man wohl, daß man in einem wohl eingerichteten Staate kein Schauspiel aufführen soll, wenn es nicht eine Bestrafung des Lasters, oder ein Lob der Tugend ist? Wenn man sich dessen auf eine andere Art bedienet, so entfernet man sich strafbarer Weise von dem Zwecke, der den Poeten und der theatralischen Poesie vorgesetzt ist.

Wie werden sich bey diesen Umständen die Opernmacher rechtfertigen können? Werden sie wohl sagen können, daß ihre Gedichte nach den Regeln einer guten Moral verfertiget sind? Diese Poeten werden selbst gestehen müssen, daß sie eben nicht so strenge Sittenrichter sind. Doch, sie werden sagen, es gehöre auch nicht für sie, die Welt zu bessern: es sey schon genug, wenn sie sich nur Mühe geben, den Fußstapfen der Erfinder einer Oper zu folgen, das heißt, ein Schauspiel zu machen, das in allen Stücken angenehm sey. Ihre Schaubühne sey ein öffent-

 licher

licher Garten, wo man nicht nach fruchtbaren Bäumen frage; sondern nach lustigen Spatzirgängen, nach schönen Plätzen, die mit allerhand Blumen besetzet sind, nach Springbrunnen auf hunderterley Art, nach kleinen Gebüschen, wo man überall den Gesang der Vögel hört, nach Bildersäulen, die gleichsam Seele und Leben haben, und endlich nach allen, was zur Schönheit des Orts, und der Annehmlichkeit der Aussicht etwas beytragen kann.

Ich will diese Herren, welche vor die Schönheit und Annehmlichkeit so eifrig sind, nicht einmal fragen, ob sie das Recht gehabt haben, den tragischen Chor, aus welchem die Oper entstanden, von seinen ersten Amte zu verdringen, ich will sagen von der Bemühung, die Tugend beliebt zu machen, damit sie denselben zum Dienste der zärtlichen Narrheit erniedrigen könnten. Meinethalben hätte man ohne den geringsten Mißbrauch auf einem von Natur fruchtbaren Platze einen Raum mit unfruchtbaren Bäumen besetzen mögen. Ich frage nur, ob es erlaubt gewesen ist, ihn mit giftigen Blumen zu besäen und mit schädlichen Kräutern auszuzieren. Wir wollen es uns auf einen Augenblick einbilden, als ob man in diesem bezauberten

Garten

Garten eine Schule aufrichtete, nicht eine platonische, so wie uns dieselbe von der Historie in den schattichten Gärten der Akademie vorgemahlt wird; sondern eine epicurische, so wie man dieselbe auch vor den Zeiten des Epicurus in den hängenden Gärten der Semiramis hat sehen können. Stellen Sie sich also, meine Herren, die Wollust vor, wie sie auf einem Throne von Rosen sitzet, mit jungen Rosen gekrönet ist, in der einen Hand ihre Leyer, und in der andern einen Becher voll süsses Getränkes hat. Tausend kleine Liebesgötter, mit ihren Köchern bewaffnet, fliegen hier und da, über und um sie herum. Die Vernunft, welche durch den schädlichen Trank ganz betrunken, fast eingeschlafen, und mit Fesseln von Blumen umstricket ist, liegt zu ihren Füßen. Auf allen Seiten siehet man eine Menge der Helden, und Heldinnen, die alle wegen ihrer närrischen Leidenschaft bekannt sind, herzueilen. Neben ihr machen die Götter und Göttinnen, welche durch die Fabeln in der ganzen Welt zu finden, und durch die Flammen des Cupido entzündet sind, eine herrliche Gesellschaft aus. Zwischen diesen beyden müssen wir uns eine Menge Schüler beyderley Geschlechts, sonderlich noch junge unerfahrne und dahero zu

allerhand Lehren, vornehmlich derjenigen, die das sinnliche Vergnügen betreffen, fähige Leute vorstellen. Die Wollust scheint sie also anzureden: Brechet die Blumen des Frühlings; bekränzet damit eure Häupter: wartet nicht, bis sie verwelken, sehet nicht mit unruhigen Augen auf das Zukünftige. Genießet des Gegenwärtigen. Das Herz wird dorthin gezogen, die Vernunft ruft es hieher zurücke. Schließet eure Augen vor der ungestümen Vernunft, und folget der Neigung des Herzens. Die Liebe ist das einzige Glück dieses Lebens. Diese Grundregeln, welche durch kleine artige Verse ausgedruckt, durch eine Zusammenstimmung der Instrumente erhaben, mitten unter einem freyen Tanze durch Syrenen abgesungen werden, gehen, wie durch ein Echo, in den Mund der Schäfer und Nymphen. Sie zu wiederholen kommen die Faunen und Dryaden aus ihren Wäldern hervor. Die Najaden und Tritons erheben sich aus dem Wasser. Die Gottheiten des Himmels und der Erden verlassen ihren Aufenthalt; alle fangen ihre unbesonnene Liebe von neuem an. Alles wird verliebt, alles seufzt. Vögel, Winde, Bäche, sogar die Felsen lernen, wie man lieben soll. Was halten sie, M. H. von einer solchen Schule,

deren

deren Vorsteherinn die Wollust ist? Wie mag es bey ihr um die guten Sitten stehen? Allein ist dieses nicht nur etwan ein bloß ersonnenes Gemählde? Ist es wohl eine Abbildung einer wahren Sache? Freylich. Es ist aber nur der Grundriß; doch ein Grundriß, der sehr richtig ist, welchen ich aber nicht habe verfertigen sollen. Gebt mir nur Schuld, ihr, die ihr eure Feder oder Poesie dieser Schaubühne lehnet, ich hätte entweder aus Irrthum, oder Ueberfluß zuviel davon gesagt. Redet doch, wo ihr könnt. Giebt man sich nicht bey Auskünstelung der Leidenschaften, bey Aufsuchung übler Grundregeln, bey Anbringung der Zärtlichkeit in der Poesie, und Weichlichkeit in der Musik, die größte Mühe nur deswegen, daß man die Ohren kützeln, die Herzen bezaubere, die Vernunft einschläfere, das strafbare Feuer anblase? Es war also in dem Schicksale der Schaubühne beschlossen, daß man dereinst an den epikurischen Lehren so lange künsteln sollte, bis man was ersonnen, das Gift einer epikurischen Lehre öffentlich beyzubringen. Dieses geschahe, als man anfieng, eine Schule, ich will in Ansehung der Verse nicht sagen unzüchtige, zum wenigsten aber doch weibische Schule, zu eröffnen, welche man durch die Sing-

gedichte

gedichte aufgerichtet hat. Deswegen giebt euch wohl Apollo so glückliche, so natürliche und zur Musik geschickte Verse ein. In dieser Absicht ist es vielleicht geschehen, daß sogar die Leyer manchen, entweder wegen der Schönheit der Stimme, oder wegen der gründlichen Wissenschaft des Geschmacks in der Musik, so hochschätzbaren Orpheus gemacht hat. Deswegen hat gewiß die Mechanik die künstlichen Federn erfunden, welche gleichsam Wunder thun, und nach Gefallen die Natur umkehren, Wetter machen, Blitze werfen, das Meer bestürmen, die Hölle öffnen, und Himmel und Erde mit einander vermengen? Braucht man denn so viel dazu, weit heftigere Stürme, noch weit größere Feuersbrünste und Schiffbrüche zu verursachen? Wozu war eine so wunderbare Beyhülfe so vieler Künste nöthig, eine so schwache Tugend anzugreifen und zu überwinden? Ich will mit meiner gerechten Strafrede wider die Verfertiger der Schauspiele aufhören. Ihrer viele haben den Fehler demüthig erkannt. Zum wenigsten wissen wir so viel, daß der Meister, oder vielmehr der Vater der Singgedichte, zwar etwas spät, jedoch wirklich, wegen des allzufertigen und allzuglücklichen Naturells, Reue

genug

genug hat spüren lassen. Wir wissen, daß er die Lorbeern, welche er mehr seinem witzigen Kopfe, als der Arbeit zu danken hatte, mit Thränen befeuchtet hat. Wir wissen auch, und ich darf es wohl öffentlich sagen, da ich es von ihm selbst gehöret habe, daß ein Poet, dessen geschmeidiger Witz allezeit gelobt, allezeit getadelt wurde, es in allen Arten der Poesie mit dem glückseligsten Erfolg, mit dem wenigsten Tadel aber in der Oper versuchte, wir wissen, daß dieser andre Quinault seine gepriesene Arbeit vermaledeyte, und öffentlich sagte, daß die Grundregeln in dergleichen Arbeit den Regeln des Christenthums schnurstracks zuwider wären. Wollte doch der Himmel, daß die Verfertiger der Schauspiele dieses gleichfalls erkenneten, wo nur auch bey solcher Gelegenheit zu einer wahrhaften Reue die Erkänntniß der Fehler genug ist. Darf man aber auch glauben, daß die spielenden Personen aller öffentlichen Schaubühnen erkennen, wie auch sie an dem Mißbrauche der Schaubühne Schuld sind? Sie kennen ja die bezaubernde Kraft ihrer Kunst; wie sollten sie nicht, in wie weit sie hierinnen vor Mitschuldige zu halten? Was Bogen und Pfeil in einer geschickten Hand sind, das sind die Gedichte bey

ihnen.

ihnen. Sie schnitzen freylich nicht die Pfeile des Cupido; sie wenden aber die Geschicklichkeit, den verschmitzten Gebrauch der Augen, die Vortheile einer beweglichen Stellung mit vieler Sorgfalt an, damit sie dieselben desto glücklicher werfen möchten.

So vielen Fleiß als sie dabey anwenden, so groß ist ihr Fehler, sie müssen denn selbigen wohl zu mäßigen und zu rechter Zeit zu verbergen wissen. Der Wohlstand erfoderte es zwar oft: allein thut man es auch nur zuweilen? Ist es wohl wahrscheinlich, daß viele spielende Personen seyn sollten, die die Gaben der Natur, die Vortheile der Kunst, den Nutzen der Erfahrung, den guten Sitten aufopfern dürften? Suchen sie nicht selbst in dem doppelten Verstande der Zweydeutigkeit, oder in einer tadelhaften Zärtlichkeit der Leidenschaft ihr größtes Vergnügen, um andern dadurch recht zu gefallen? Sinnet man bey der Schönheit der Verse nicht noch, wenn es möglich ist, auf neue Schönheiten? Studirt man nicht recht auf die Annehmlichkeit der Geberden und der Stimme, damit man, wenn es möglich ist, den Poeten selbst übertreffen, und das Ansehen haben möge, man sey in der Ausführung feuriger und witziger, als der Pöet in Ver-

fertigung der Stücke gewesen ist? Gaben denn die theatralischen Amazonen, welche so erfahren sind, die Waffen, wovon ich rede, zu führen, ihren Helden in dieser Mordkunst etwas nach? Vergessen sie wohl dabey, sich auf der Schaubühne mit allen den kräftigen Reizungen zu zeigen, welche sie durch eine sinnreiche Nachspürung erfunden haben, damit sie ihren Streich desto gewisser führen mögen? Was für Nachsinnen kostet es nicht, mit dem geringsten davon genau zu treffen? Und wie viele Herzen werden nicht selten durch einen einzigen so künstlich auf einmal so künstlich geführten Streich verwundet? Nur der Gedanke von dem Kampfplatze der Römer, welcher nicht mehr wie im Anfange, durch die Kämpfer im Zweykampfe mit Blut besprützet, sondern mit dem Blute zweyer Heere wütender Fechter, die einander erwürgten, überströmet wurde, ja dieser Gedanke macht allein schon, daß man sich dafür entsetzt. Seht, ihr Kaiser! die ihr durch eure Wuth so bekannt geworden seyd, wie hoch ihr Menschenblut geschätzt habt! Wie aber, meine Herren, schätzen wir denn die Seelen wohl höher? Werden die Herzen in unsern Schauspielen nicht eben so grausam durchstochen? Darf man wohl sagen, ein so be-

trübter Mord werde auf Seiten der spielenden Personen ohne Schuld begangen? Man müsse denn sagen, bey einem Bürgerkriege und Todschlage fiele alle Schuld auf den Befehlshaber und im geringsten nicht auf die Soldaten. Wie sollten es aber die spielenden Personen anfangen, daß sie unschuldig seyn mögen? Es ist nicht leicht, solches zu sagen, und es gehört auch nicht für mich, Gesetze zu geben. Zum wenigsten sollten diejenigen, welche Herren über die Schaubühne sind, und die verfertigten Schauspiele nach ihrem Gefallen aufführen oder abweisen können, keines annehmen, welches nicht nach den Regeln einer reinen Moral gemacht ist. Sie sollten niemals auftreten, und eine Handlung vorstellen, die nicht entweder gut, oder so verwerflich ist, daß sie könne und solle auf der Schaubühne bescheidentlich getadelt werden. Was ist endlich zu thun? Viel lieber nichts, als daß sie gute Sitten verderben, und andern sowohl als sich selber schaden.

Ja man muß doch wohl den Zuschauern gefallen. Die meisten sind hierinnen unbillig, und mehr geneigt, schädliche und gefährliche Kost, als nützliche und gesunde Speise zu schmecken. Ich gebe es gerne zu:

und

und dieses macht eben, daß ich zu behaupten suche, der Mißbrauch der Schaubühne sey der größte, ich will nicht sagen, ein allgemeiner Fehler der Zuschauer. Man bringe mir tugendhafte Personen dahin, oder solche, welche es durch ihre Veränderung werden wollen, so wird die Schaubühne bald eine reine Schule, und vermögend werden, die Sitten zu reinigen. Wie ist denn aber der meiste Theil der Liebhaber der Schaubühne beschaffen? Anfangs giebt es neugierige und flüchtige Köpfe, rechte Sommervögel, die hie und da herumschwärmen, ohne zu wissen wohin, allem Ansehen nach dazu gemacht, daß sie Zuschauer von allen Dingen, nur nicht von sich selbst seyn wollen. Was mehr? Müssige Leute von allerley Art, rechte Faullenzer, deren einziges Thun ist, nichts zu thun, die einzige Sorge, keine zu haben, die einzige Mühe, sich die Zeit zu vertreiben. Vom Tische gehen sie in Gesellschaft oder zum Spiele, und von da in die Comödie, damit sie ohne Geschmack, ohne Verstand und ohne Nutzen da seyn möchten, im übrigen sind sie höchst vergnügt, daß sie nur die lange Zeit, die ihnen beschwerlich war, auch hingebracht haben. Weiter? Leute, die in Arbeit, in saure Aemter verwickelt, theils

mit öffentlichen, theils mit ihren eigenen Geschäften überhäuft sind, durch die unruhige Flut vieler tausend Sorgen herum geworfen und durch den Wirbel des Glücks hingerissen werden. Sie laufen zu der Schaubühne, als in einen Hafen. Sie erhohlen sich daselbst bey einem fremden Schiffbruche auf einige Augenblicke in etwas. Hernach überlassen sie sich ihrer stürmenden Arbeit wieder, und laufen Gefahr an ihren ordentlichen Klippen zu scheitern. Noch andere? Männer, die vom Hauszanke müde sind, die sich nirgends übler befinden, als wenn sie zu Hause sind, wo sie das Unglück, und die Verdrüßlichkeiten einer übel eingerichteten Haushaltung erfahren müssen. Sie nehmen ihre Zuflucht zur Schaubühne, die sie auf andre Gedanken bringt, damit sie sich von den heimlichen Schauspielen, die ihnen Verdruß machen, ein wenig losreißen möchten. Und endlich Leute, die man ohnmöglich beschreiben kann. Sie haben alle Gemüthsarten, und doch keine gewisse. Sie sind weder gut noch böse, weder leichtsinnig noch ernsthaft, weder müßig noch fleißig; Sclaven der Gewohnheit, die ihr höchstes Gut ist; sie leben nach andrer Leute Exempel, sie denken nach andrer Leute Verstand. Die Ge-

Gewohnheit führet sie sowohl zur Schaubühne, als in die Kirche, in die Comödie wie zur Predigt, es ist ihnen einerley, das ist, sie sind überall gleichgültig. Kann man wohl von solchen Zuschauern glauben, daß sie sich sehr darum bekümmern werden, ob die Schule der Schauspiele wohl eingerichtet sey, oder nicht? Sie sehen sie aus keiner andern Absicht, als sich zu ergötzen, oder auszuruhen. Und das ist noch die beste, oder doch zum wenigsten nicht die schlechteste Art der Zuschauer. Giebts nicht andre, uim diese wohl in geringerer Anzahl, welche in der Comödie ganz was anders als die Comödie suchen? Zu was Ende sieht man so viele Kinder von beyderley Geschlecht dahin eilen? Einige, welche schon durch die grausame Verzärtlung der Väter verderben; andere, die in der schädlichen Kunst allzusehr zu gefallen von der Mutter schon unterrichtet worden sind: so viel junge Leute, welche der Fahne des Liebesgottes folgen: so viel Personen, welche der erzürnte Hymen, oder der blinde Geiz nur allzu unglücklich vereiniget hat. Was wollen diese daselbst suchen? Unterricht, daß sie die verborgenen Künste des Lasters lernen möchten, oder fabelhafte Abschilderungen, damit sie die allzustrafbare Wahrheit ihrer Einbildungskraft

kraft wieder vorstellen möchten. Das sind also die Zuschauer, welchen man soll gefallen. Darf man sich wundern, M. H. warum der Verfertiger ihrem Geschmacke zu folgen so was freyes aufsetzt? und die spielende Person dessen Freyheit hiermit bestätiget? Sollte man sich folglich ein Bedenken machen, diese doppelte Freyheit auf den Zuschauer zu schieben, der sie gefordert hat? Dem lasterhaften Geschmacke rechnet man also dieses tödliche Gerichte mit allem Rechte zu, womit man die natürliche Süßigkeit vergiftet.

Es mag wohl seyn, daß man solche Verfertiger der Schauspiele, und auch spielende Personen findet. Man kann sich darauf berufen, weil es solche giebt, die in ihrer Arbeit, und in ihrem Spiele unbesonnen, und für Wollust des Herzens leichtfertig sind. Werdet ihr aber, ihr Zuschauer, deswegen nicht mehr strafbar seyn? Ihr gebt es ihnen freylich nicht ein. Ihr dultet sie aber. Kömmt es denn euch nicht zu, jener ihre Narrheit und dieser ihre Freyheit zu unterdrücken? Wie? Ihr nehmet euch ja eigenmächtig das Recht, von der Poesie und Vorstellung zu urtheilen, da ihr beydes doch nicht, eurem Stande nach, ergründen könnet, und wovon die meisten gar nichts wissen.

Woher kömmts denn, daß ihr nicht die edle Kühnheit habt, und euch, den guten Sitten zum besten, eures wahren Rechts bedient? Diese gehören in euren Sprengel, und ihr kennet sie auch weit besser. Ein schlechter Vers, eine gezwungene Stellung machen gleich, daß ihr im Spiele, auf allen Seiten des Schauplatzes, zu pfeifen und zu lachen anfangt. Warum denn nicht auch bey allen freyen Gedanken und unanständigen Vorstellungen? Da lacht ihr dazu, oder ihr schweigt. Schämt ihr euch wohl, es den Atheniensern nachzumachen? Ihre heydnische Ernsthaftigkeit, die aber weit löblicher ist, als eure wollüstige Gefälligkeit, hörte einmal von der Schaubühne solche Grundregeln, worinnen man sich unterstund, das höchste Gut im Golde zu suchen. Wie heftig erzürnten sich nicht die Zuschauer darüber. Man erwartete nicht die Widerlegung, welche gleich darauf folgte. Die Zuschauer stunden alle zusammen auf, und wollten die spielenden Personen verjagen, und das Gedicht verbannen. Ist das aber nicht eine Schande, daß man sehen muß, daß die Frnnzosen leichtsinnigere Christen, und furchtsamer sind, sich einem Laster zu widersetzen, als die Heyden und Bürger zu Athen? Seyd ihr denn nicht eben sowohl,

wie sie, Richter der öffentlichen Schaubühne? In dieser Schule wird man singen, die Thorheit stehe der Jugend wohl an, man müsse die Klugheit bis aufs späte Alter verschieben. Warum schreyt man nicht dawider? Weg mit der erschrecklichen Moral! welches Alter kann man denn ohne Sünde dem Irrthum aufopfern? Wir sind zur Klugheit gebohren, sie stehet uns allezeit wohl an. Es ist niemals erlaubt sich davon zu entfernen. Man wird sagen, man müsse der Natur und dem Schicksale folgen, welche uns zu dem, was wir begehren, ziehen. Warum schreyt man bey dieser Gottlosigkeit nicht? Sind wir der unvermeidlichen Nothwendigkeit unterworfen? Wir sind frey gebohren, wir lieben, wir sündigen mit Freyheit. Man wird die unvernünftigen Thiere wegen ihres Schicksals beneiden; weil sie der natürliche Trieb führet, ohne daß sie es bereuen dürfen. Warum erhebt man da nicht die Stimme? Warum antwortet man nicht? Vermaledeyter Wunsch! laßt den Bestien ihren natürlichen Trieb und ihr Schicksal. Wir sind Menschen, und zufrieden, daß wir es sind. Wir empfinden die Hoheit unseres Standes, und die Schande, wenn wir darinn ausarten.

Ach! wenn die Zuschauer bey diesen und noch andern Grundregeln einer wollüstigen Schule mit dem Rechte, das ihnen gehöret, ihr Mißfallen bezeigten: hätten die Verfertiger der Schauspiele wohl das Herz, ihre unaufhörliche Possen auf tausenderley Weise herum zu kehren? Werden die spielenden Personen wohl auf so viele Künste studiren, ihr Spiel recht zu verzärtlen? Sie würden die Freyheit abschaffen, jene in der Verfertigung, diese in der Vorstellung. Beyde würden den Vortheil, der ihnen Ehre bringt und auch nützlich ist, nämlich uns zu gefallen und nützlich zu seyn, der Schande vorziehen, mit Verlust ihres Vortheils und ihrer Ehre, uns zu mißfallen und zu schaden.

Es ist eure Schuldigkeit, ihr Herren, ich rede mit den Zuschauern, mit den Sittenrichtern solcher Gedichte der Poeten und der Vorstellung der spielenden Personen. Es ist ganz insbesondere eure Schuldigkeit, und mehr als ihre, euren Fleiß auf die Verbesserung der Schaubühne zu wenden. Eure Gefälligkeit hat das Uebel verursachet, ihr müßt den Fehler durch eure gerechte Strengigkeit wieder gut machen, damit eure Schule, die ihr den Lastern eingeräumt, durch eure Bemühung eine Schule der Tugend

gend werde. Zwinget die Verfertiger der Schauspiele, daß sie reine Ohren scheuen. Verhindert es, daß die Spielenden ein tugendhaftes Gesicht nicht beschämen. Ziehet die Schaubühne, welche an sich selbst unschuldig ist, aus der grausamen Sclaverey, in welcher sie an fremden Lastern, und an dem Verluste der Herzen schuldig seyn muß. Die Religion und das Vaterland fordert es von euch. Und wenn man sagt, man müsse die Schauspiele in christlichen Staaten dulden: so sehet darauf, so viel es möglich ist, daß sich ein Bürger, ein ehrlicher Mann, und ein Christ derselben nicht schämen darf.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Porée, Charles, 1675-1741 [Verfasser von ergänzendem Text] [Mitwirkender] /
Porée, Charles, / Wedel, Daniel Ludwig.

Kleine Schriften aus den schönen Wissenschaften und der Sittenlehre

Danzig 1764

Var. 675 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135919-5
VD18 10587640